JENAER HISTORISCHE ARBEITEN
HERAUSGEGEBEN VON
ALEXANDER CARTELLIERI UND WALTHER JUDEICH

HEFT 1

Guilelmus Neubrigensis

Ein pragmatischer Geschichtsschreiber des zwölften Jahrhunderts

Von

DR. RUDOLF JAHNCKE



A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn
1912

Jenaer Historische Arbeiten

Herausgegeben von

ALEXANDER CARTELLIERI UND WALTHER JUDEICH

Heft 1:

GUILELMUS NEUBRIGENSIS

Ein pragmatischer Geschichtsschreiber des zwölften Jahrhunderts

Von

DR. RUDOLF JAHNCKE

A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn
1912

Guilelmus Neubrigensis

Ein pragmatischer Geschichtsschreiber des zwölften Jahrhunderts

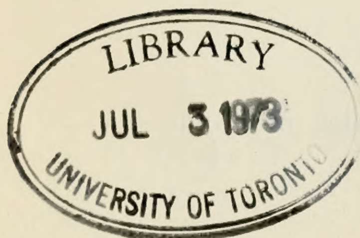
---

Von

Dr. RUDOLF JAHNCKE



A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn
1912


LIBRARY
JUL 3 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsübersicht.

Literaturverzeichnis.

Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1908.

John Burton, Monasticon Eboracense . . . York MDCCLVIII.

Alex. Cartellieri, Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Leipzig 1905.

— Philipp II. August König von Frankreich. 3 Bde. Leipzig 1899 ff.

— Die Machtstellung Heinrichs II. von England. Neue Heidelberger Jahrbücher 8 (1899), 269—283.

Guilelmus Cave, Scriptorum ecclesiasticorum Historia Literaria. Genevae MDCXCIII.

Dilthey, Friedrich Christoph Schlosser. Preußische Jahrbücher, Bd. 9 (1862), 373—433.

William Dugdale, Monasticon Anglicanum. 6 Bde. London 1846.

Georg Ellinger, Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge. Berliner Diss. 1884.

R. H. Fletscher, The Arthurian Material in the Chronicles especially of Great Britain and France. Studies and Notes in Philology and Literature. Vol. X. Boston 1906.

Gervasius v. Canterbury. Historical works of Gervase of Canterbury, ed. by W. Stubbs. 1879/80. 2 Bde. (Rer. Brit. Script.)

Gesta regis Henrici Secundi Benedicti abbatis (Chronicle of the reigns of Henry II. and Richard I., 1169—1192, known under the name of Benedict of Peterborough) ed. by W. Stubbs. 1867. 2 Bde. (Rer. Brit. Script.).

Gottfried's v. Monmouth Historia Regum Britanniae mit liter.-historischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen und Brut Tysylio, altwälsche Chronik in deutscher Übersetzung herausg. von San-Marte. Halle 1854.

J. Hashagen, Otto von Freising als Geschichtsphilosoph und Kirchenpolitiker. Leipzig 1900. Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte herausg. von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marks und G. Seeliger. Bd. 6, Heft 2.

B. Huber, Otto von Freising . . . München 1847.

J.-Löw. = Regesta pontificum Romanorum ed. Ph. Jaffé. Editionem secundam . . . curaverunt S. Loewenfeld, F. Kaltenbrunner, P. Ewald. Lipsiae 1888. 2 Bde.

Itinerarium peregrinorum et Gesta regis Ricardi auctore Ricardo, canonico Sanctae Trinitatis Londoniensis ed. by W. Stubbs. 1864. (Rer. Brit. Script.)

Aemil R. Kindt, Gründe der Gefangenschaft Richards I. von England nebst Anmerkungen zu einigen englischen Quellenschriften des Mittelalters. Diss. Halle 1892.

B. Lasch, Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im Mittelalter (VI.—XII. Jahrh.). Breslau 1887.

Ottokar Lorenz, Die philosophische Geschichtsschreibung (Friedr. Christoph Schlosser) in: Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Berlin 1886.

F. Münnich, Die Individualität der mittelalterlichen Geschichtsschreiber bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Diss. Halle 1907.

Kate Norgate, England under the Angevin Kings. 2 Bde. London 1887.

— William of Newburgh. Dictionary of National Biography. Bd. 61 (1900).

— The date of composition of William of Newburgh's History. The English Historical Review. Bd. 19 (1904).

Otto von Freising, Chronicon. MG. SS. 20 (1868), 116—301.

Radulf de Diceto. Opera historica ed. by W. Stubbs. 1876. 2 Bde. (Rer. Brit. Script.)

J. C. Robertson, Materials for the history of Thomas Becket. 7 Bde. London 1875 ff. (Rer. Brit. Script.)

Roger v. Howden. Chronica magistri Rogeri de Hovedene ed. by W. Stubbs. 1868/71. 4 Bde. (Rer. Brit. Script.)

Roger v. Wendover. Rogeri de Wendover Liber qui dicitur Flores Historiarum ab anno Domini MCLIV annoque Henrici Anglorum Regis secundi primo ed. by H. Hewlett. London 1886. (Rer. Brit. Script.)

H. E. Salter, William of Newburgh. The English Historical Review 22 (1907).

J. Schmidlin, Die geschichtsphilosophische und kirchenpolitische Weltanschauung Ottos von Freising. Freiburg i. Br. 1906. Studien und Darstellungen aus dem Gebiet der Geschichte herausg. von H. Grauert, Bd. 4, Heft 2 u. 3.

H. Schneider, Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. Gotha 1905. (Rec. von S. Hellmann. Deutsche Literaturzeitung 1906. No. 37, S. 2326 bis 2333.)

Marie Schulz, Die Lehre von der historischen Methode bei den Geschichtsschreibern des Mittelalters (VI. —XIII. Jahrhundert). Berlin und Leipzig 1909. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte herausg. von G. v. Below, H. Finke und F. Meinecke. Heft 13. (Rec. von S. Hellmann. Historische Vierteljahrsschrift 1910, S. 206.)

H. v. Sybel, Drei Bonner Historiker. Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874, 21—36.

— Die Gesetze des historischen Wissens. Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874, 1—20.

Georg Waitz, Über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausg. von Dr. W. Adolf Schmidt. Bd. 2 u. 4. Berlin 1844/45.

Wilhelm von Newburgh, Historia Rerum Anglicarum = Chronicles of the reigns of Stephen, Henry II. and Richard I. ed. by Richard Howlett. 1884/85. Bd. 1 (Buch 1—4) und Bd. 2 (Buch 5). (Rer. Brit. Script.)

— in Auswahl herausg. von R. Pauli. MG. SS. 27 (1885), 221 ff.

Von der vorliegenden Arbeit, die aus dem Seminar des Herrn Prof. Dr. A. Cartellieri hervorgegangen ist, erschien als Dissertation ein Teildruck, der S. 1—41 umfaßt.

Die Historia Rerum Anglicarum Wilhelms von Newburgh unterstützt die moderne Geschichtsforschung nicht in erster Linie durch viele genaue Angaben über einzelne Ereignisse und Tatsachen. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, wenn das Werk des englischen Mönches auch in der Geschichte der Historiographie bisher wenig Beachtung gefunden hat, obgleich es sich nach seiner ganzen Anlage weit über den Durchschnitt mittelalterlicher Chroniken und Annalenwerke erhebt.

Schon bei einer flüchtigen Lektüre der Historia erkennt man einen stark hervortretenden kritischen Zug, durch den sich Wilhelm vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnet, und der ihm in unseren Tagen sogar den ehrenvollen Titel „Vater der historischen Kritik" eingetragen hat[1]).

Man hat wohl die Wertbeurteilung der historischen Dinge als eine Errungenschaft der neueren Geschichtsschreibung gegenüber der mittelalterlichen geltend gemacht[2]): wir wundern uns, wenn wir sehen, wie der Mönch des 12. Jahrhunderts ganz etwas ähnliches pflegt, wie auch er bei weitem mehr den beurteilenden Standpunkt der Darstellung in den Vordergrund treten läßt. Wohltuend unterscheidet er sich so von den meisten Geschichtsschreibern seiner Zeit, die in nackter geistloser Erzählung Tatsache an Tatsache reihen ohne Verbindung und Zusammenhang. Und noch mehr erstaunen wir, wenn er, wie ich zu zeigen hoffe, bei dieser Wertbeurteilung keineswegs einseitig und in Vorurteilen seines Standes und seiner Nationalität befangen ist.

[1]) Vgl. E. A. Freemann, Mr. Froude's Life and Times of Thomas Becket. Contemporary Review, Bd. 33 (1878), S. 216.

[2]) Vgl. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, Bd. 1, S. 55 f.

Bei alledem zeigt Wilhelm ein feines Verständnis für den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse und überrascht oft durch sein klares und sicheres Urteil, mit dem er als ein kluger Kopf über Menschen und Dinge seiner Zeit spricht. Und so ist sein Werk trotz des vielfach ungenauen Tatsachenmaterials von unschätzbarem Werte besonders für die englische Geschichte. Man hat ihn treffend gekennzeichnet, wenn man die Historia einen „Kommentar" zu der Geschichte Englands im 12. Jahrhundert nannte[1]).

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist es, an der Hand moderner geschichtstheoretischer Erörterungen[2]) aus der Historia ein Bild von der Methode und der Kunst Wilhelms als Geschichtsschreiber zu geben: es soll geprüft werden, welche Vorstellung er selbst von seiner Aufgabe und ihren Pflichten hatte, und wie weit er ihnen gerecht wurde. Durch eine liebevolle, aber unparteiische Untersuchung seiner Fähigkeiten sei ihm in der Geschichte der Historiographie der Platz gesichert, der ihm namentlich in Deutschland bisher versagt war.

Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf die letzte und beste vollständige Ausgabe der Historia durch Richard Howlett (1885)[3]) und auf die Auszüge von Pauli

[1]) Vgl. Norgate, Angevin Kings Bd. 2, S. 444.

[2]) Besonders wurden benutzt: E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1908. — A. Cartellieri, Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Leipzig 1905. — B. Lasch, Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im Mittelalter (VI.—XII. Jahrh.) Breslau 1887. — Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, Teil 1 u. 2. Berlin 1886 u. 1891. — M. Schulz, Die Lehre von der historischen Methode bei den Geschichtsschreibern des Mittelalters. Berlin u. Leipzig 1909. — Im übrigen s. Literaturverzeichnis.

[3]) Chronicles of the reigns of Stephen, Henry II., and Richard I. (Bd. 1 u. Bd. 2, S. 409—500) edited by Richard Howlett, London 1884 in: Rerum Britannicarum medii aevi Scriptores or Chronicles and memorials of Great Britain and Ireland during the middle ages. Ältere Ausgaben glaubte ich unberücksichtigt lassen zu dürfen, sie finden sich angeführt in der Einleitung Howletts zu Bd. 1, S. LV f.

in den MG.[1]). In den Einleitungen, die der englische Herausgeber beiden Bänden seiner Ausgabe vorausschickt, findet sich am gründlichsten[2]) alles zusammengetragen, was über das Leben des Chronisten, Quellen und Abfassungszeit der Historia, die vorhandenen hss. und ähnliches festzustellen war. Im einzelnen ergänzt wurden diese Feststellungen besonders durch die späteren Arbeiten von Kindt[3]) (1892), Norgate[4]) (1904) und Salter[5]) (1907).

Danach wurde Wilhelm zwischen dem 25. Dez. 1135 und 24. Dez. 1136 in Bridlington in Yorkshire geboren, einer kleinen Stadt an der Ostküste Englands, etwa auf halbem Wege zwischen Humber- und Teemündung. Von dem Augustinerkloster in Bridlington aus wurde 1145 etwa 7 Meilen landeinwärts an einer geschützten Stelle der westlichen Abdachung der Hambledon Hills die Abtei Newburgh gegründet. In diesem in der Nähe des heutigen Coxwold gelegenen Augustinerhause wurde Wilhelm von seiner ersten Jugend an erzogen.

Wenn man früher allgemein annahm, daß der Chronist dann, von kleineren Ausflügen abgesehen, bis zu seinem Tode das Kloster nicht mehr verließ, so hat Salter[6]) es wahrscheinlich zu machen versucht, daß er mit einem gewissen Wilhelm identisch sei, der uns in einigen Urkunden des 12. Jahrhunderts begegnet. Dieser Wilhelm heiratete etwa zwischen 1160 und

[1]) MG. SS. 27, S. 221 ff.

[2]) Vgl. außerdem bes. die Einleitung von Pauli MG. SS. 27, S. 221 ff. und Norgate, Angevin Kings Bd. 2, S. 441—445.

[3]) Kindt, Gründe der Gefangenschaft Richards I. von England, nebst Anmerkungen zu einigen englischen Quellenschriften des Mittelalters. Halle 1892.

[4]) Norgate, The date of composition of William of Newburgh's History. The English Historical Review 19 (1904), S. 288—297.

Vgl. außerdem Norgates Artikel über Wilhelm in Dictionary of National Biography, Bd. 61 (1900), S. 360 ff.

[5]) Salter, William of Newburgh. The English Historical Review 22 (1907), S. 510—514.

[6]) a. a. O.

1165 eine Emma de Peri, die Erbin größerer Ritterlehen, verließ 1182 oder 1183 aber seine Gemahlin und die ihm von ihr geschenkten Söhne und trat in das Kloster Newburgh ein, wo sein Bruder Bernhard Abt war. Ein vollgültiger Beweis für die Identität dieser beiden Namensvettern läßt sich indessen nicht erbringen, und an anderer Stelle[1]) werde ich zu zeigen suchen, daß dieser Annahme, für deren Richtigkeit allerdings manches zu sprechen scheint, doch auch einige Schwierigkeiten gegenüberstehen. Bei unserer Untersuchung ist diese Frage im allgemeinen ohne Belang, im einzelnen aber haben wir uns gehütet, allzu weitgehende Schlüsse aus einem vielleicht zeitweilig weltlichen Leben Wilhelms zu ziehen.

Viele innere und äußere Gründe machen es wahrscheinlich, daß Wilhelm sein ganzes Werk in den Jahren 1196—98 niederschrieb, und daß der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, fast unmittelbar nachdem er an letzter Stelle ein Ereignis aus der jüngsten Vergangenheit, aus dem Frühjahr 1198, registriert hatte[2]). Der Chronist behandelt in 5 Büchern die Zeit von 1066—1198. Die Regierungen Wilhelms des Eroberers, Wilhelms II. und Heinrichs I. werden allerdings nur kurz skizziert, und erst mit dem Jahre 1135, dem Regierungsantritt Stephans, setzt die breitere Erzählung ein, die dann aber weit über die Grenzen Englands hinausgreift und Ereignisse in Norwegen und Spanien, Irland und Syrien in den Kreis ihrer Betrachtung zieht.

Unwillkürlich fragt man sich, wie hat der Kanoniker des unbedeutenden Klosters im nördlichsten England das Material zu diesem umfassenden Werke zusammenbringen können? Denn alles deutet darauf hin, daß Wilhelm kein weitgereister Mann war: nur einen verschwindend kleinen Teil selbst der

---

[1]) s. Beilage I.

[2]) Die Ansicht Norgates, die die Abfassungszeit der Historia zwischen Frühling 1199 und Herbst 1201 legen will, scheint mir nicht genügend begründet. Ich nehme zu ihrer Beweisführung in Beilage II Stellung.

Ereignisse in England berichtet er aus eigener Anschauung[1]). Daß sein Werk aber andererseits keine Kompilation im gewöhnlichen Sinne ist, läßt sich leicht erkennen. Wie erhielt der Mönch in seiner stillen Klause nun aber Kunde von den Ereignissen der großen Welt? Das Haus selbst war jünger als sein Geschichtsschreiber, und so gab es für diesen nichts von einer alten Klostertradition im weitesten Sinne, die so viele mittelalterliche Geschichtsschreiber bei der Abfassung ihrer Werke unterstützte. Newburgh hatte keine althergebrachten Beziehungen zu Königen und Fürsten, die die Abtei zuweilen besuchten und ihre Bewohner so einen Hauch des großen politischen Lebens spüren ließen. Keine Reliquienschätze zogen jährlich Tausende von Wallfahrern herbei mit ihren Geschenken und Neuigkeiten[2]). Doch bei alledem lag das Kloster nicht ganz abseits vom Weltgetriebe. Die vielbenutzte alte Straße, die von der bedeutenden kirchlichen und politischen Zentrale York kam, stieg hier die Hambledon Hills hinan, um in fast gerader Linie auf die Teemündung zuzuführen[3]). So war das Kloster gewiß ein Halteplatz für Reisende aller Art, und ein aufmerksamer Hörer konnte von den Durchziehenden vieles über die Ereignisse der Außenwelt erfahren.

Einen sicher viel reicheren Strom von Nachrichten erhielt Wilhelm aber aus anderer Quelle. Mehrere seiner Bemerkungen zeigen, daß zwischen den Augustinern von Newburgh und den Cisterziensern der naheliegenden Häuser Byland und Rievaux ein reger freundschaftlicher Verkehr herrschte. Ein Abt des letztgenannten hat sogar einen besonderen Anteil an der Historia, wie wir noch sehen werden. Wie wichtig diese innigen Be-

[1]) Auch wenn der Chronist wirklich mit jenem urkundlich bezeugten Wilhelm identisch ist, dürfen wir kaum annehmen, daß ihn die während der Zeit seines weltlichen Lebens gesammelten Erfahrungen bei der Abfassung seines Werkes sehr unterstützten. Äußerst wenig begegnet in der Historia, was man als Reminiszenzen aus jener Zeit ansprechen könnte.

[2]) Vgl. Norgate, Angevin Kings Bd. 2, S. 441 f.

[3]) Vgl. Howlett, Einleitung 1, S. XVI. Norgate, a. a. O., S. 442 f.

ziehungen zu den Cisterziensern[1]) unserm Stoff sammelnden Chronisten sein mußten, erkennt man leicht, wenn man sich die bedeutende Stellung vergegenwärtigt, die sie zu seiner Zeit in der englischen Politik einnahmen, und dabei zugleich ihrer weiten Verbreitung gedenkt. Wilhelm selbst deutet das an, wenn er sagt[2]), daß dieser Orden aus seinen zahlreichen Kollegien gleichsam ganze Schwärme vernunftbegabter Bienen aussandte und nicht nur in die englischen Provinzen, sondern auch unter fremde Nationen verstreute. Daß der Chronist sicher auch vielfach Gelegenheit hatte, von den eigenen Ordensbrüdern Nachrichten zu erhalten, darf nicht vergessen werden. Standen doch die Augustinerabteien seiner Zeit in enger Verbindung untereinander[3]). So hatte Wilhelm trotz der Abgeschiedenheit seines Klosters doch in reichem Maße Gelegenheit, sich über die Dinge der Außenwelt zu unterrichten: ja, bei dem im einzelnen ungenauen Charakter seiner Erzählungsweise wäre es möglich, daß er, vielleicht abgesehen von den allerersten Kapiteln, in seinem ganzen Werke nur ihm persönlich Berichtetes wiedergäbe.

Daß er dennoch aus den Darstellungen anderer Geschichtsschreiber einiges exzerpiert oder doch wenigstens damals in England verbreitete Relationen benutzt hat, lehren die Untersuchungen von Howlett und Kindt[4]). Aber auch sie vermögen nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, in welchem Maße solche Ausschreibungen stattgefunden haben. Denn einerseits hat Wilhelm bei der Benutzung uns bekannter Werke ihren Inhalt so völlig umgearbeitet und zu seinem geistigen Eigentum ge-

---

[1]) Wenn der Chronist mit dem urkundlich bezeugten Wilhelm identisch ist, so mag ihm vielleicht seine enge verwandtschaftliche Stellung zu Bernhard, dem Abt von Newburgh, vielfach zu diesen Beziehungen verholfen haben. Denn dieser sein Bruder genoß solches Ansehen, daß er im Sept. 1186 Heinrich II. sogar als Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl in York empfohlen wurde (s. Gesta 1, 352).

[2]) Hist. 1, 14 (Howlett S. 51).

[3]) s. Bischof Stubbs Einleitung zum Itin. S. LXIX.

[4]) Howlett, Einleitung 1, S. XXV—XXXVI; Kindt, a. a. O. S. 35—54.

macht[1]), daß alle Entlehnungen im einzelnen festzustellen so gut wie unmöglich ist; andererseits sind die für die Jahre 1154—1173 vielleicht und für die Kreuzzugszeit sicher benutzten Vorlagen — nach den überzeugenden Ausführungen Kindts keine zusammenhängende Darstellung, sondern einzelne Relationen[2]) — für uns verloren. Für unsere Zwecke sind die vorliegenden eingehenden Untersuchungen also nicht ausreichend, und doch sind sie m. E. vorläufig abschließend, bis vielleicht einmal neue handschriftliche Funde volle Klarheit in diese Dinge bringen. Wir werden daher ganz von dieser Frage absehen, und wir können das um so eher, als immer noch genug übrig bleibt, das sich deutlich als Wilhelms persönlichstes Eigentum erkennen läßt, und das uns als Material dienen kann. Andererseits können bei allgemeineren Fragen, z. B. nach Wilhelms Stil, eventuelle Entlehnungen das gewonnene Bild wenig beeinflussen bei seiner eben erwähnten Art, alles umzugestalten.

Bei dem Gegenstande unserer Untersuchung, besonders bei der Frage, welche Vorstellung Wilhelm selbst von seiner Aufgabe als Historiker hatte, ist das dazu vorliegende Material natürlich mit größter Vorsicht zu benutzen. Es findet sich teils in der dem Werke vorausgeschickten Epistola an den Abt Ernald von Rievaux und in dem Prooemium, teils in vielen flüchtigen Bemerkungen, die in die Darstellung eingestreut sind. Es ist zu prüfen, ob derartige Bemerkungen Wilhelms wirkliche Überzeugung ausdrücken, oder ob sie bloße Phrase oder gar Zitate sind. Letztere sind natürlich nur dann zu verwenden, wenn sie der Verfasser nicht gedankenlos nachspricht, sondern sich ihrer Bedeutung bewußt wird. Wir werden be-

---

[1]) Vgl. z. B. Howlett a. a. O. S. XXV: ... whatever Newburgh has used he has recast and written down in his own words.

[2]) Die zwischen Wilhelm und Roger von Howden einerseits, Radulf von Coggeshall andererseits nachweisbaren Ähnlichkeiten führt Kindt auf die gemeinsame Benutzung solcher Relationen zurück. Howlett nimmt als gemeinsame Vorlage ein verlorenes Werk jenes Kaplans Anselm an, der Richard auf dem Kreuzzuge begleitete. Kindts Zurückweisung dieser Ansicht ist m. E. voll begründet.

müht sein, uns bei den folgenden Ausführungen nur auf solches Material zu stützen, das sich deutlich als das geistige Eigentum Wilhelms erkennen läßt.

Andererseits wird bei dem ganz bestimmten Gesichtspunkt, unter dem wir die Angaben des Chronisten prüfen, eine sachliche Kritik des von ihm Erzählten notwendigerweise zurückstehen müssen.

Motive und Ziele der Historia.

Für die ganze Forschungs- und Darstellungsweise eines Geschichtsschreibers ist seine historische Gesamtauffassung von maßgebender Bedeutung. Denn von seiner Stellungnahme zu der entscheidenden Frage, was an dem geschichtlichen Stoffe als wissenswert gilt[22]), ist naturgemäß die ganze Anlage seines Werkes bis ins einzelne abhängig. Um also die richtigen Gesichtspunkte bei der Beurteilung von Wilhelms historischer Tätigkeit zu gewinnen, ist zu prüfen, welche Motive ihn dabei leiteten, und welche Ziele er selbst bei seinem Werke im Auge hatte.

Im letzten Grunde angeregt zur Abfassung einer englischen Geschichte wurde Wilhelm von außen. Aus dem Widmungsbriefe an den Abt Ernald von Rievaux erfahren wir, daß eben dieser Abt des benachbarten und befreundeten Klosters ihn brieflich zu einem solchen Werke aufgefordert habe. Müssen wir von den Einzelheiten der Epistola auch wohl manches streichen und der allgemein üblichen Form solcher Schreiben in Rechnung setzen, so darf dennoch ein gewisser geistiger Anteil des Abtes an der Historia kaum bezweifelt werden. Ernald hatte, bevor er 1189 Abt von Rievaux wurde, die Cisterzienser in Melrose geleitet, die schon vor längerer

---

[22]) Vgl. Bernheim, Historische Methode 21 ff.

Zeit ihre Annalen begründet hatten[1]). So liegt bei den oben erwähnten engen Beziehungen zwischen Rievaux und Newburgh[2]) der Gedanke nahe, daß der weltgewandte[3]) Abt in dem klugen und begabten Mönch den rechten Mann erkannte, um in ähnlicher Weise der geschichtlichen Überlieferung zu dienen.

Wenn Wilhelm in der Epistola aber die Richtlinien angibt, die sein Gönner ihm bei der gestellten Aufgabe gezeichnet habe, so ist das offenbar nur eine feine Höflichkeit, hinter der er seine eigensten Absichten versteckt. Auch vieles in dem Werke selbst beweist, daß er nur sein eigenes Programm entwickelt, wenn er sagt, der Abt habe ihn dazu aufgefordert, „die bemerkenswerten Ereignisse, die sich zu seiner Zeit in größerer Menge zugetragen hätten, zur Kenntnis und zu Nutz und Frommen der Nachwelt aufzuzeichnen".

„Zur Kenntnis und zu Nutz und Frommen der Nachwelt"[4]), das sind zweifellos die inneren Motive, die dem Chronisten die Feder in die Hand gedrückt und sie ihm in seinem ganzen Werke geführt haben. Den ersten dieser ihn leitenden Gedanken, der sich auch in der Historia selbst in mannigfacher Form wiederholt[5]), drückt er im Procemium[6])

[1]) Vgl. Roger v. Howden ed by W. Stubbs Bd. 1, Einleitung S. XLII. S. auch Pauli, MG. SS. 27, S. 221. — Chronica de Mailros ed. Jos. Stevenson. Edinburgh 1835.

[2]) s. S. 15 f.

[3]) Pauli sagt, daß Ernald dem König Wilhelm von Schottland in der römischen und englischen Kurie gedient hatte. MS. SS. 27, S. 221.

[4]) So wird wohl am besten die hier gebrauchte Wendung: Ad notitiam cautelamque posterorum wiedergegeben. Der Sinn des Wortes cautela ist hier sicher allgemeiner zu nehmen, als im 25. Kap. des 4. Buches (Howlett, S. 366), wo Wilhelm es einmal selbst in einem anderen Zusammenhang gebraucht. In demselben Zusammenhang wie in der Epistola begegnet es noch Hist. 5, 24 und 5, 33 (Howlett S. 477 u. 497).

[5]) So begegnet er bei dem Bericht von Ereignissen jüngerer und der jüngsten Zeit wohl in der Form, daß der Chronist sich gleichsam entschuldigt, wenn er den Zeitgenossen genugsam bekannte Dinge so ausführlich berichte, aber er tue es wegen der Nachwelt; s. Hist. 3, 15 u. 3, 18 u. 4, 1 (Howlett, S. 255. 262. 294).

[6]) Prooem. (Howlett S. 18.)

noch schärfer aus, wenn er sagt: „In unseren Zeiten ereignete sich so Großes und so Bemerkenswertes, daß man mit Recht meint, die Zeitgenossen der Nachlässigkeit beschuldigen zu müssen, wenn es in Schriftdenkmälern nicht dem immerwährenden Gedächtnis aufbewahrt würde.“ Wilhelm stellt sich also mit Bewußtsein in den Dienst eines echt historischen Gedankens: die Wichtigkeit der Ereignisse drängt ihn zur Darstellung, damit die Erinnerung daran den später Lebenden nicht verloren gehe.

Bemerkenswert ist, daß er dabei eine Vorstellung von der Geschichte als Wissenschaft zu haben scheint, deren ständige Aufgabe es ist, die wichtigen Ereignisse aller Zeiten in fortlaufender Reihe schriftlich festzulegen. Er erzählt[1]), wie nach Beda, dem ersten großen Geschichtsschreiber seines Volkes, die englische Geschichte von verschiedenen bis zum Tode Heinrichs I. fortgesetzt sei; darum wolle er hier anknüpfen und mit dem Regierungsantritte Stephans seinen ausführlicheren Bericht beginnen. Er dient also einer großen Idee und betrachtet sein Werk nur als einen Beitrag zu einer ständigen, auch über ihn hinaus fortzuführenden geschichtlichen Berichterstattung. Hieraus geht schon hervor, daß Wilhelm einen größeren Leserkreis für seine Historia voraussetzt. Er schreibt für die Öffentlichkeit: darauf deutet auch alles andere hin, das wir im folgenden noch berühren werden.

Was ist es nun aber, das ihm an dem geschichtlichen Stoffe als wissenswert gilt? Nach dem Vorigen möchte es fast scheinen, als sei der Stoff an sich Gegenstand des Interesses, als ob der Chronist mit einem bloßen Erzählen der nackten Tatsachen seine Aufgabe für erschöpft hielte und sich somit selbst auf die ursprünglichste Stufe der Geschichtswissenschaft stellte. Eine flüchtige Lektüre der Historia zeigt aber schon, wie wenig Wilhelm sich mit einem einfachen Erzählen und Aufzählen des Geschehenen zufrieden gibt. Im Gegenteil, nicht so sehr kommt es ihm darauf an, darzustellen, was geschehen ist, als zu zeigen,

---

[1]) Prooem. (Howlett S. 18 f.)

aus welchen Gründen, mit welchen Absichten es geschah. Die inneren Kräfte, die den Gang eines Ereignisses leiten, sucht er überall zu erkennen und in den Mittelpunkt zu stellen. Zu diesem Zwecke befleißigt er sich einer eindringenden Motivenforschung und ist stets bestrebt, die geschilderten Vorgänge auf die sachlichen und psychologischen Motive zurückzuführen, die bei den Handelnden wirksam waren.

Bezeichnend ist z. B. die Art, wie er begründet, daß Heinrich II. die Mörder Thomas Beckets statt jeder Bestrafung nach Rom schickte. Der König, meint er, habe sich überlegt, daß man in beiden Fällen Schlechtes von ihm denken würde, ob er sie nun bestrafe oder nicht. Wenn er sie schone, würde es scheinen, als ob er sie zu ihrer Tat ermächtigt habe. Ebenso würde man ihn aber für schlecht halten, wenn er sie für etwas strafte, was sie, wie man glaubte, nicht ohne seinen Auftrag getan hatten. Darum habe er sie lieber schonen wollen und sowohl den eigenen Ruf als ihr Wohl im Auge gehabt, indem er sie vor den päpstlichen Richterstuhl wies[1]). Dies eine Beispiel möge hier genügen, um die sich überall zeigende tiefgründige Betrachtungsweise Wilhelms zu charakterisieren. Im Laufe dieser Ausführungen werden wir noch häufig sehen, wie er so die Dinge gern unter einen höheren Gesichtspunkt rückt, wie er z. B. die ganze spätere Politik Philipp Augusts aus einem unauslöschlichen Hasse gegen Richard zu erklären sucht[2]).

Alles dies sind aber die charakteristischen Merkmale einer lehrhaften Geschichtsschreibung[3]). Und in der Tat ist die Historia durch und durch pragmatisch. Wilhelm selbst hebt den praktischen Zweck seines Werkes nicht so klar hervor, er deutet ihn nur an, wenn er in der Epistola sagt, Abt Ernald habe ihn

---

[1]) Hist. 2, 25 (Howlett S. 163 f.). Für die tiefgründige Betrachtungsweise Wilhelms ist es bezeichnend, daß er den nächstliegenden Grund für das Vorgehen des Königs ganz unerwähnt läßt. Dieser bestand natürlich darin, daß der Mörder eines Geistlichen überhaupt nur von der Kirche gerichtet werden konnte.

[2]) s. S. 112f.

[3]) s. Bernheim, a. a. O.

aufgefordert, „zu Nutz und Frommen der Nachwelt“[1]) zu schreiben. Die Praxis seiner Darstellung läßt aber die tiefere Absicht seiner Geschichtsschreibung klar hervortreten.

Sein ganzes Werk zeigt, daß er vor allem einen hohen sittlichen Zweck damit verfolgt. Wir werden später[2]) sehen, wie er selten ein Ereignis erzählt, ohne seinen moralischen Wert mit der größten Schärfe festzustellen, ohne zu sagen, ob die Motive der Handelnden gut und edel oder böse und verwerflich waren. Wir werden ebenso sehen[3]), wie er großes Gewicht darauf legt, überall zu zeigen, daß einer schlechten Tat immer bald die Strafe des göttlichen Richters folgte, daß andererseits bei Gott wohlgefälligen Werken der Lohn des liebevollen Vaters nicht ausblieb. So sind ihm die geschichtlichen Persönlichkeiten gleichsam Vorbilder, die geschichtlichen Ereignisse Beispiele, von denen er seinen Lesern erzählt, um ihre Nacheiferung zu empfehlen oder auch dringend davor zu warnen.

Um den sittlichen Wert der Dinge aber deutlich zu erkennen, um ihn dem Leser recht augenscheinlich zu machen, eben darum legt er solchen Wert auf eine eindringende Motivenforschung, eben deshalb hält er es vielmehr für seine Aufgabe, die Ereignisse nach ihrer inneren Entwicklung zu erklären, als sie einfach nach ihrem äußeren Hergang zu erzählen.

Dieser sittliche Zweck, den man auch einen erbaulichen nennen könnte, denn die Forderungen der Moral und der Religion fließen bei dem mittelalterlichen Mönch natürlich zusammen — diese Absicht, den Leser zu einem sittlich höheren Standpunkte zu erziehen, beherrscht die ganze Darstellung. Sie tritt auch hervor, wenn der Chronist die oft jäh hereinbrechenden Schicksalsschläge in der Geschichte benutzt, um an ihnen zu zeigen, wie eitel und vergänglich alles auf Erden ist im Vergleich zu den himmlischen Gütern. Als er von dem Tod des einst so mächtigen Heinrich II. spricht, der, von seinen Söhnen verlassen, von Feinden rings umdrängt, als ein armer und einsamer König

---

[1]) s. S. 19 Anm. 4.

[2]) s. S. 72 u. S. 123ff.

[3]) s. S. 129f.

seinem letzten Stündlein entgegenging, bricht er in die Worte aus[1]): „So wurde allen deutlich, wie eitel und trügerisch weltliche Größe ist, da das Schicksal ihn, der kurz zuvor noch so groß und glänzend in der Welt dagestanden hatte, eines so kläglichen Todes sterben ließ.“

Ein anderes Mal[2]) erzählt Wilhelm, wie die reichen Schätze des Erzbischofs Roger von York, die dieser unter Vernachlässigung seiner geistlichen Pflichten in niedriger weltlicher Geldgier zusammengescharrt hatte, bei seinem Tode (1181) von dem Könige beschlagnahmt wurden und meint dazu, dies sei durch Gottes Willen geschehen, damit die übrigen durch dies Beispiel erschreckt würden und lernten, sich Schätze im Himmel zu suchen. So will der Chronist besonders durch den steten Hinblick auf Gott und das Seelenheil den Leser bessern und vor sittlichen Fehltritten bewahren.

Daneben zieht Wilhelm aber auch noch in anderer Weise Belehrung aus den geschichtlichen Vorgängen. Neben ihrem moralischen Wert untersucht er gelegentlich auch wohl, ob die Handlungsweise der Beteiligten klug war. Bezeichnend ist hierfür die Art, wie er das Auftreten Beckets in England nach seiner Versöhnung mit dem Könige im Jahre 1170 beurteilt. Wir werden später sehen, wie er das schroffe Vorgehen des Erzbischofs, obgleich er es an sich für gerechtfertigt hält, doch keineswegs loben will, weil es ihm bei den damaligen Zeitverhältnissen unklug erscheint[3]).

Derartige politisierende Urteile sind für die Darstellungsweise Wilhelms charakteristisch, und wir werden im folgenden öfter das feine politische Verständnis bewundern müssen, das der mönchische Chronist darin zeigt. Alle diese Stellen aber tragen einen durchaus pragmatischen Charakter: sie wollen

---

[1]) Hist. 3, 25 (Howlett S. 278). Ähnliches sagt Wilhelm beim Tode Robert Wiscards Hist. 5, 7 (Howlett S. 429) und beim Tode Richards de Clare, der „durch sein Geschick vielen eine gute Lehre hinterließ“. Hist. 2, 26 (Howlett S. 169).

[2]) Hist. 3, 5 (Howlett S. 227).

[3]) s. S. 82.

dem Leser eine gewisse Lebensklugheit verleihen, und indem hier aus dem Vergangenen eine Lehre für das Zukünftige gezogen wird, tritt der geschichtliche Bericht gleichsam an die Stelle einer praktischen Lebenserfahrung.

Immerhin tritt dieser Zweck einer rein praktischen Belehrung in der Historia neben jenem sittlich-erbauenden nicht besonders stark hervor, vor allem wohl deshalb, weil in Wilhelms Augen das Politisch-kluge meist mit dem Moralischguten zusammenfällt, wie wir noch sehen werden[1]).

Die Gefahren einer solch pragmatischen Geschichtsschreibung liegen auf der Hand. In der Art ihrer Betrachtungsweise liegt von vornherein etwas Subjektives, und so wird sie leicht tendenziös. Andererseits hat sie natürlich auch ihre Vorzüge: Durch ihre Motivenforschung zeigt sie ein liebevolles Eingehen auf das Individuelle, ihre Gestalten sind lebendig, sie zeichnet plastische Bilder. Dabei wird durch das ihr anhaftende rhetorische Element meist von vornherein eine anziehende Form bedingt. Wie weit Wilhelms Werk diese Vorzüge teilt, wie weit es mit jenen Mängeln behaftet ist, soll im folgenden untersucht werden.

Wilhelms Quellenkritik.

Bei der Würdigung einer Quellenschrift ist die erste und wichtigste Frage: wie stellt sich ihr Verfasser zu der historischen Wahrheit? Kennt er sie als die oberste Forderung der Geschichtsschreibung, und hat er das ernste Streben, ihr gerecht zu werden?

Nirgends in Wilhelms umfangreichem Werke begegnet eine jener bekannten Wendungen, in denen mittelalterliche Historiker sonst so gern ihre Wahrheitsliebe betonen, um dem Leser eine möglichst hohe Meinung von dem Werte ihres Berichtes beizubringen[2]). Aber auch nirgends wird der Forderung,

[1]) s. S. 123f.

[2]) s. hierzu und zu dem folgenden Schulz, 5—14.

in geschichtlichen Werken nur Wahres zu berichten, in einem allgemeingültigen Grundsatze besonders Ausdruck gegeben, oder ihre Berechtigung gar begründet. Man täte Wilhelm aber bitter unrecht, wenn man daraus schließen wollte, daß dieses Grundgesetz der Geschichtsschreibung ihm unbekannt wäre. Im Gegenteil, er hält es für so selbstverständlich, daß er jede Erörterung darüber als überflüssig betrachtet. Das zeigt sich zur Genüge im Prooemium, in dem er über die englische und bretonische Geschichtsschreibung vor seiner Zeit einen kritischen Überblick gibt und dabei die Werke der einzelnen Autoren, wie selbstverständlich, vor allem[1]) nach ihrer Stellung zu dieser Grundforderung beurteilt.

Eigentümlich genug berührt dieser Versuch einer Geschichte der Historiographie bei einem Mönche des 12. Jahrhunderts, um so mehr, als er den ersten Widerspruch gegen eine in England aufkommende Schule von Pseudo-Historikern bedeutet, die die wahre Geschichte ganz zu verdrängen drohten[2]). Mit aller Energie wendet sich Wilhelm darin nämlich gegen die Geschichtsschreibung eines Gottfried von Monmouth, der, wie er meint, die alten bretonischen Sagen vom König Arthur und vom Zauberer Merlin ins Lateinische übersetzte und sie dann, indem er noch von dem eigenen hinzutat, mit dem ehrenwerten Namen „Geschichte“ belegte[3]). Er macht ihm zum Vorwurf, daß er seine „Bretonengeschichte“[4]) „frech und

---

[1]) Daß Wilhelm noch in anderer Weise an ihnen Kritik übt, wird S. 65 gezeigt.

[2]) Vgl. Norgate, Angevin Kings 2, 445 ff. und besonders Fletscher, The Arthurian Material in the Chronicles especially those of Great Britain and France. Studies and Notes in Philology and Literature vol. X. Boston 1906.

[3]) Prooem. (Howlett S. 12): Gaufridus . . . fabulas de Arturo, ex priscis Britonum figmentis sumptas et ex proprio auctas, per superductum Latini sermonis colorem honesto historiae nomine palliavit usw.

[4]) Wilhelm nennt das Werk Historia Britonum, er meint natürlich Gottfrieds bekannte Historia Regum Britanniae, geschrieben um 1136. Grundlegend, wenn auch in den Erläuterungen längst veraltet, ist immer noch die Ausgabe von San-Marte: Gottfried's von Monmouth Historia

schamlos fast in allem erlogen habe“ und weist ihm mit spöttischer Verachtung nach, worin er sich überall „gegen die historische Wahrheit vergangen habe“. Einen Märchenerzähler (fabulator) nennt er ihn und legt dem Leser ans Herz, solche Märchen (fabulae) ungezögert zu verwerfen. Ihm gegenüber stellt er Beda, der sein Werk „nach der historischen Wahrheit“ geschrieben habe, und dessen „Weisheit und Wahrhaftigkeit zu bezweifeln kein Recht vorhanden sei“.

Vor allem, meint er, habe Gottfried solche offenbaren Lügen in die Welt gesetzt, weil er damit den Bretonen gefällig sein wollte und mit ihrem Lobe um ihre Gunst buhlte: er tadelt ihn aufs schärfste, daß er sich durch diese persönliche Rücksichtnahme habe verleiten lassen, die historische Wahrheit zu verletzen. Um so mehr hebt er bei Gilda, wenn dessen Werk ihm auch nicht in allen Stücken gefällt, doch das lobend hervor, daß er sich nicht scheue, die schlechten Eigenschaften des eigenen Volkes ins rechte Licht zu setzen und als Bretone von den eigenen Landsleuten zu sagen, daß sie im Kriege nicht tapfer und im Frieden nicht treu gewesen seien.

Aus diesen Ausführungen, auf die wir im einzelnen noch öfter werden zurückkommen müssen, ersehen wir, wie Wilhelm die Beobachtung der historischen Wahrheit von vornherein als die Grundforderung bei jedem Geschichtswerk ansieht, und wie solche, die sie unbeachtet lassen, in seinen Augen den Namen „Geschichte“ überhaupt nicht verdienen.

Diesem grundsätzlichen Standpunkte Wilhelms entspricht es, wenn er in der Historia selbst das leidenschaftliche Verlangen zeigt, eine möglichst wahrheitsgetreue Wiedergabe des Geschehenen zu bieten. Wie wir schon andeuteten[1]), war er nur

---

Regum Britanniae mit liter.-historischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tysylio, altwälsche Chronik in deutscher Übersetzung. Halle 1854.

[1]) s. S. 14 f. Daß Wilhelm Selbsterlebtes erzählt, läßt sich nur in ganz wenigen Fällen erkennen: Hist. 2, 20 (Howlett S. 150) erzählt er von einem Besuch des Eremiten St. Godric in Finchale; Hist. 4, 39 und 5, 25 (Howlett S. 401 u. 482) berichtet er von Himmelserscheinungen, die er selbst mit

in den allerseltensten Fällen imstande, Selbsterlebtes zu berichten; fast durchweg mußte er sich auf die Beobachtungen und Erzählungen anderer verlassen. Wir werden sehen, wie er sich dieser Schwierigkeit einer mangelnden eigenen Anschauung wohl bewußt ist[1]), wie er oft förmlich mit seinen Quellen ringt, um zu einer klaren Erkenntnis des Tatsächlichen zu gelangen. Wir werden sehen, wie er nach einer möglichst guten Verbürgung des Berichteten trachtet, aber auch häufig in offen zugestandener Hilflosigkeit die eigenen Zweifel an seiner Wahrheit ausspricht. So läßt er den Leser gleichsam teilnehmen an seinem Streben, das historisch Wahre zu erkennen, einem Streben, dessen ernster Eifer sich in dem ganzen Werke fühlbar macht und seine Wahrheitsliebe besser beweist, als alle schönrednerischen Versicherungen und phrasenhaften Beteuerungen es vermöchten.

Bei der eben angedeuteten Darstellungsweise Wilhelms, in der er dem Leser manche Einblicke in die Art seines geschichtlichen Forschens gewährt, sind wir in der glücklichen Lage, seine Arbeitsweise vielfach im einzelnen zu erkennen und wenigstens die Ansätze zu einer historischen Methode bei ihm zu beobachten, durch die er seines mannigfaltigen Stoffes Herr zu werden suchte. Die Schwierigkeit, die sich ihm bot, wurde dadurch noch vergrößert, daß ihm das Material zu seiner Geschichte aus Quellen der verschiedensten Art zuströmte, wie wir vorhin gesehen haben[2]). So mußte er es, wenn er nicht überhaupt alles auf Treu und Glauben hinnehmen

---

beobachtet hat. Sonst sind seine Berichte von Selbsterlebtem nur allgemeiner Natur, z. B. wenn er Hist. 5, 26 (Howlett S. 484) von einer Pest spricht, die er miterlebte.

[1]) Das scheint auch folgende Bemerkung zu zeigen, die ihm entfällt, als er Hist. 5, 26 (Howlett S. 484) von der Pest erzählt, die 1196 in England wütete. Er sagt hier: In aliis sane regionibus quomodo illius se temporis res habuerint minus nobis constat: de Anglia vero quod scimus loquimur, et quae vidimus eo tempore testamur. Die Stelle scheint doch nicht so sehr Phrase, als daß nicht ein gewisses Bedauern über seinen beschränkten Gesichtskreis daraus spräche. Andererseits zeigen diese Worte Wilhelms hohe Wertung der Augenzeugschaft.

[2]) s. S. 15f.

wollte, schon auf die Art der Überlieferung hin prüfen und es unter diesem Gesichtspunkte scheiden und sichten, ehe er an seinen Inhalt selbst herankam, d. h. eine umfangreiche Quellenkritik mußte der Sachkritik vorhergehen und sie stets begleiten.

Bei einer Nachprüfung der quellenkritischen Versuche des Chronisten erhebt sich zuerst die Frage: wie wertet und benutzt er schriftliche Berichte? Wir haben früher[1]) gezeigt, daß es bis auf weiteres unmöglich ist, im einzelnen nachzuweisen, wie weit Wilhelm in seinem Werke andere Geschichtsdarstellungen ausschrieb. Daher läßt sich auch die Methode, die er bei solchen Ausschreibungen beobachtete, in nichts klar erkennen. Nur das scheinen die wenigen schwachen Anklänge an uns bekannte Werke zu zeigen, daß er das Entlehnte völlig umgestaltete und in eine ganz neue Form brachte[2]). Wie Wilhelm aber die benutzten Werke im ganzen bewertete, läßt sich vielleicht bis zu einem gewissen Grade schließen aus seiner schon wiedergegebenen[3]) kritischen Beurteilung anderer, früherer Darstellungen. Wir sahen, daß er keineswegs die Gültigkeit ihrer Berichte ohne weiteres anerkannte und den Wert der einzelnen Werke sehr wohl unterschied. So scheint der Schluß berechtigt, daß er auch die Geschichtswerke, die er benutzte, nicht alle für gleichwertig hielt und im gegebenen Falle bei seinen Entlehnungen immerhin einige Vorsicht gebrauchte.

An urkundlichem[4]) Material bringt Wilhelm nur wenig in der Historia bei. Er fügt die Beschlüsse von zwei Konzilien ein, von dem zu Tours im Jahre 1163[5]) und von dem Laterankonzil im Jahre 1179[6]). Außerdem gibt er noch einige Briefe

---

[1]) s. S. 16f.

[2]) s. S. 17.

[3]) s. S. 25 f.

[4]) Der Begriff der „Urkunde" ist hier wie später stets im weiteren Sinne genommen.

[5]) Hist. 2, 15 (Howlett S. 136 ff.).

[6]) Hist. 3, 3 (Howlett S. 206 ff.).

wieder, so den Lucius III. an Heinrich II.[1]) und den Gregors VII. an die gesamte Christenheit[2]), die beide über die Ereignisse im heiligen Lande handeln und zum Kreuzzuge auffordern. Schließlich gibt er noch einen Hirtenbrief über die Kreuzannahme aus dem Jahre 1188[3]) und jenen Brief des Alten vom Berge über den Tod Konrads von Montferrat[4]). Darin scheint Wilhelm den Geschichtsschreibern seiner Zeit zu gleichen[5]), daß er sich des besonderen Wertes dieses urkundlichen Materials für die geschichtliche Forschung in keiner Weise bewußt wird. Nirgends tritt hervor, daß er den genannten Aktenstücken ein besonderes Gewicht beilegt. Zu der Wiedergabe der Konzilsbeschlüsse fühlt er sich vielleicht als Kleriker verpflichtet[6]), und das übrige schiebt er offenbar nur ein, weil es ihm gerade zur Hand war[7]).

Über das Wesen der Urkunde als der rein objektiven Geschichtsquelle scheint sich Wilhelm also nicht klar zu sein. Dafür spricht auch, daß er, wie sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen läßt, an anderen Stellen solch urkundliches Material einfach in die Darstellung verarbeitet. So scheint er in dem Bericht von der Schlacht bei Hattin einen Brief der Genuesen

---

[1]) Hist. 3, 12 (Howlett S. 245 ff.) = J.-Löw. 15151. Undatiert.

[2]) Hist. 3, 21 (Howlett S. 267 ff.) = J.-Löw. 16019. Datiert 29. Oktober [1187].

[3]) Hist. 3, 23 (Howlett S. 273). Wilhelm überschreibt diesen Brief zwar Statuta regum in susceptione crucis, aber Cartellieri, Philipp II. August 2, 55 Anm. 1 weist mit Recht darauf hin, daß diese Überschrift nicht irreführen dürfe. „Man vgl. die unmittelbar vorhergehenden Worte und in dem Schreiben die Worte: Omnibus . . . confisi . . . condonamus . . . facientes . . . So konnten sich nur Bischöfe ausdrücken."

[4]) Hist. 5, 16 (Howlett S. 458).

[5]) Vgl. Lasch 51 ff. u. Schulz 25 f.

[6]) Wilhelm leitet beide Urkunden ein mit den Worten: hujus concilii decreta nostrae duximus historiae inserenda.

[7]) Von dem öffentlichen Brief Gregors VII. und dem Hirtenbrief versteht sich das von selbst. Der Brief des Alten vom Berge ist Wilhelm wahrscheinlich von jenem Zeugen mitgeteilt worden, der ihm, wie er angibt, erzählt hatte, daß er ihn gesehen und gelesen habe, als er Philipp August überreicht sei.

an Urban III. zu verwenden[1]). Die Schilderung des Falls von Jerusalem und der Belagerung von Tyrus zeigt Anklänge an einen Brief des Bruders Terricus, magnus praeceptor Templi[2]), und die Erzählung von der Gefangennahme Richards gleicht im Wortlaut teilweise dem Briefe Heinrichs VI. an Philipp August über dies Ereignis[3]). Daß Wilhelm trotz der offenbaren Verwendung dieses urkundlichen Materials es nicht für der Mühe wert hält, seine Benutzung ausdrücklich anzugeben, ist bezeichnend für seine Wertschätzung dieser Art geschichtlicher Überlieferung. Denn, wie wir noch sehen werden, legt er sonst immer großes Gewicht darauf, den Leser auf die Güte seiner Quellen aufmerksam zu machen.

Wie Wilhelm schriftliche Überlieferung im Vergleich zu mündlicher Tradition bewertet, geht zum Teil hervor aus seiner Beweisführung, durch die er die sagenhaften Gestalten des Königs Arthur und des Zauberers Merlin als nicht historische Persönlichkeiten nachzuweisen sucht. Er wendet sich hiermit eigentlich gegen die Art der Geschichtsschreibung Gottfrieds von Monmouth. Aber wir sind berechtigt, das Werk Gottfrieds in diesem Punkte mündlich Überliefertem gleichzusetzen, da es nach Wilhelm alte bretonische Sagen schriftlich fixiert[4]). Er stellt Gottfried, der nostris temporibus schreibt, in bewußten Gegensatz zu den historiographi veteres, die er als Beweismittel heranzieht. ,,Wie", meint er nämlich[5]) ,,hätten die alten Geschichtsschreiber, die stets besorgt waren, in ihren Schriften nichts Bemerkenswertes wegzulassen, die bekanntlich auch das Mittelmäßige überliefern, wie hätten sie einen solch unvergleichlichen Mann und seine über alles Maß ausgezeichneten Taten mit Stillschweigen übergehen können?

---

[1]) Hist. 3, 17 (Howlett S. 258). Der Brief findet sich in den Gesta 2,11.

[2]) Hist. 3, 18 u. 3, 20 (Howlett S. 260 u. S. 265). Der Brief findet sich in den Gesta 2, 41.

[3]) Hist. 4, 31 (Howlett S. 382). Der Brief findet sich bei Roger v. Howden 3, 195.

[4]) Vgl. S. 25 Anm. 3.

[5]) Prooem. (Howlett S. 17).

Wie, sage ich, hätten sie einen bretonischen Herrscher Arthur und seine Taten, in denen er größer ist als Alexander der Große, vergessen können, oder einen Propheten Merlin und seine Prophezeiungen, der unserm Jesaias gleicht? . . . Da die alten Geschichtsschreiber diese aber nicht auf das leiseste erwähnen, ist es klar, daß alles von Lügnern erfunden ist, was jener Mann in seiner Schrift über Arthur und Merlin verbreitet." In diesem Beweis ex silentio spricht Wilhelm doch gewissermaßen, wenigstens für weit zurückliegende Dinge, eine Bevorzugung gleichzeitiger schriftlicher Fixierung vor der mündlichen Überlieferung aus. Daß er aber im allgemeinen, z. B. auch bei Ereignissen jüngerer Zeit, jede schriftliche Darstellung höher schätzt als eine gute mündliche Berichterstattung, ist damit keineswegs gesagt. Für die Entscheidung dieser prinzipiellen Frage gibt die Historia nirgends einen Anhalt.

Besser als über Wilhelms Behandlung der schriftlichen Quellen sind wir glücklicherweise orientiert über seine Wertung und Benutzung der mündlichen Tradition, und manche kritische Züge, die uns hier begegnen, würden wir sicher in seiner Stellung zu schriftlich Überliefertem wiederfinden[1]).

Daß der Chronist nicht alles, was ihm von irgendwelcher Seite zugetragen wird, nicht jedes Gerücht als unbedingt zuverlässig aufnimmt, zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Historia: vorsichtig eingestreute Wendungen, wie ut dicitur, ut fertur, ut traditur und ähnliche, begegnen uns in ungezählter Menge[2]). So sucht Wilhelm sich zu decken, indem er die Verantwortung für die Wahrheit des Berichteten ablehnt. Denn er ist sich der entstellenden Kraft des Gerüchts, der mächtigen Frau

[1]) So kann es andererseits auch nicht schwer ins Gewicht fallen, wenn im folgenden gelegentlich Quellenangaben benutzt sind, bei denen sich wegen ihrer allgemeinen Form nicht klar erkennen läßt, ob sie sich auf mündliche oder schriftliche Tradition beziehen.

[2]) Einmal begegnet eine Verbindung mit vulgo: sic enim vulgo dicebatur. Hist. 2, 27 (Howlett S. 172).

Fama, wohl bewußt[1]). Er zeigt sogar einmal an einem Beispiele, wie ein solches Gerede ohne jeden Anhalt entstehen und weite Kreise für sich gewinnen kann. Nach dem plötzlichen Tode des Erzbischofs Wilhelm von York im Jahre 1154 erzählte man allgemein, er sei durch Gift gestorben. Dies, meint er, sei zuerst nur eine bloße Vermutung von einigen wenigen gewesen, die sie dann aber leichtfertig und als offenbare Wahrheit unter die Allgemeinheit verbreitet hätten[2]). Und nun erzählt der Chronist, wie er später, als dies Gerücht lauter und lauter wurde, geglaubt habe, ihm nachforschen zu müssen. Er habe sich deshalb an zuverlässige Zeugen gewandt und von ihnen erfahren, daß alles eine Lüge sei[3]). Leider ist dies der einzige Fall, wo wir klar sehen, wie durch die schlechte Überlieferung zuerst sein Zweifel rege wird, wie dieser Zweifel ihn zu tieferem Nachforschen treibt, und wie er dann auf Grund besserer Zeugnisse das Gerücht zu widerlegen imstande ist.

Natürlich war es ihm nur selten möglich, einem Gerücht wie diesem völlig auf den Grund zu gehen. Darum handelt es sich bei seiner oben erwähnten vielfach vorsichtigen Art der Erzählung gewiß oft um eine solche unsichere Überlieferung, die er dadurch andeutet, indem er die Frage nach der Wahrheit des Berichteten offen läßt. Aber starke Zweifel wenigstens an solchen Gerüchten treten noch des öfteren hervor und zeigen, wie skeptisch[4]) Wilhelm sich ihnen gegenüber von vornherein

---

[1]) Daß Wilhelm es für um so schwerer hält, über ein Ereignis zu berichten, je weiter es in der Vergangenheit zurückliegt, zeigt sich, wenn er bei der Erzählung von der Eroberung Irlands durch Heinrich II. im Jahre 1171 meint, hierüber sei leicht zu berichten, da es ein Ereignis der jüngsten Vergangenheit sei (. . . expositu facile est, cum res sit recentis memoriae). Hist. 2, 26 (Howlett S. 166 f.).

[2]) Hist. 1, 26 (Howlett S. 80 f.).

[3]) s. S. 33 u. S. 39 f.

[4]) Für den Skeptizismus Wilhelms scheint mir folgende Stelle bezeichnend. Als er einmal von Palästina spricht, meint er: Quod si vel ad opum gloriam, vel ad fructuum referas ubertatem, occurrit tibi verissima ratio, quod utique in his plurimae illi regiones aequentur, et quaedam etiam praestent; nisi forte in iis quae de India memorantur vana sit fides. Hist. 3, 25 (Howlett S. 250 f.).

verhält. So sagt er z. B. bei einer Erzählung von grünen Kindern, die von Schnittern auf dem Felde gefunden sein sollten, daß er trotz des mannigfachen Geredes lange nicht daran habe glauben wollen[1]). Hier aber haben ihn andere, in seinen Augen bessere Zeugnisse dann schließlich doch zum Glauben bekehrt[2]).

Wodurch erschien dem Chronisten nun aber eine mündliche Nachricht als gut verbürgt? Über die Regeln, nach denen er sie im einzelnen wertet, gibt er nirgends im Zusammenhange Aufschluß. Aber die vielen mehr oder minder ausführlichen Zeugenangaben, die er in die Darstellung einstreut, um auch den Leser selbst von der Glaubwürdigkeit des Berichteten zu überzeugen, lassen sie ziemlich deutlich erkennen.

Um jenem Gerücht von der Vergiftung des Erzbischofs Wilhelm von York auf den Grund zu kommen, wendet sich der Chronist an einen später in Rievaux lebenden Mönch um Auskunft, der zu jener Zeit Kanoniker der Yorker Kirche gewesen war und zur familia des Erzbischofs gehört hatte. Dieser berichtet ihm dann, daß alles eine Erfindung sei, da er sich während der Zeit, als das Verbrechen begangen sein sollte, in der unmittelbaren Nähe des Erzbischofs befunden habe. Wilhelm weist das Gerücht also zurück, indem er die Aussage eines Augenzeugen dagegen hält.

Wie hoch er aber die Augenzeugschaft bei seinen Gewährsmännern wertet, sehen wir bei einer Zusammenstellung der Zeugenangaben, die in seinem Werke begegnen: In sehr vielen Fällen[3]) betont er ausdrücklich, daß er die Kunde von dem Berichteten von Leuten habe, die „dabei gewesen seien", und wir bekommen gleichzeitig eine Vorstellung von den vortrefflichen Verbindungen, die er in seinem Kloster hatte[4]).

---

[1]) Hist. 1, 27 (Howlett S. 82) . . . cum tamen a multis praedicaretur.

[2]) s. S. 38.

[3]) Wilhelm nennt als seine Berichterstatter Augenzeugen außer in den genannten Fällen z. B. Hist. 1, 19. 23. 24. 26; 2, 23; 3, 5; 5, 16. 20. 24. 33. 34 (Howlett S. 61 f., 72. 75. 81. 157. 226. 457. 469. 479. 498. 500).

[4]) s. S. 15 f.

wenn er auch für zeitlich und räumlich weit entfernte Dinge über solche Augenzeugen verfügt.

Von dem Konzil zu Reims im Jahre 1148 hat ihm jemand erzählt, qui interfuit dum haec agerentur[1]). Von den Taten Raimunds von Antiochien unmittelbar nach dem zweiten Kreuzzuge berichtet er auf Grund der Aussagen eines Mönches, der in dessen Diensten gestanden hatte, und den Wilhelm als adolescentulus gesehen und gesprochen zu haben sich erinnert[2]). Auch von den Taten König Richards im heiligen Lande verspricht er zu erzählen, prout ab iis qui interfuere accepimus[3]).

Von einer hohen Wertung der Augenzeugschaft bei seinen Berichterstattern zeugt es besonders, wenn er verhältnismäßig häufig[4]) derartige Zeugen bei den Wundererzählungen anführt, die er in sein Werk einfügt. Denn, wie wir später[5]) sehen werden, steht er solchen Wundergeschichten meist sehr skeptisch gegenüber, und sie bedürfen eines besonders starken Beweises, um bei ihm Glauben zu finden.

Da, wo der Chronist aber nicht derartig erstklassige Quellen für seinen Bericht nennen kann, sucht er ihn wohl durch die Anführung solcher Zeugen zu stützen, bei denen wegen irgendwelcher Beziehungen zu dem Erzählten dennoch eine genaue Kenntnis desselben anzunehmen ist. Eine Wundergeschichte aus der Diözese Buckingham hat ihm der dortige Erzdiakon erzählt[6]). Über die Gebräuche der Irländer berichtet er auf Grund der Aussagen eines irländischen Bischofs[7]). Den Charakter König Davids I. von Schottland schließlich schildert er, gestützt auf den Bericht von Leuten, „die sein Leben und seine Taten kannten", wie er allgemeiner sagt[8]).

---

[1]) Hist. 1, 19 (Howlett S. 64).

[2]) Hist. 1, 21 (Howlett S. 67).

[3]) Hist. 4, 18 (Howlett S. 346).

[4]) z. B. Hist. 1, 19; 2, 23; 5, 24. 33. 34. (Howlett S. 61 f. 157. 479. 498. 500).

[5]) s. S. 47 ff.

[6]) Hist. 5, 12 (Howlett S. 474).

[7]) Hist. 3, 9 (Howlett S. 239).

[8]) Hist. 1, 23 (Howlett S. 71).

Noch weiter gehend nennt er als seine Gewährsmänner gelegentlich solche, die wenigstens ihrerseits aus dem Bericht von Augenzeugen[1]) oder doch wohlunterrichteter Personen[2]) geschöpft haben. Eine Dämonengeschichte z. B., in der ein Bischof von Le Mans eine Rolle spielt, erzählt er, indem er sich auf einige Leute beruft, die sie aus dem Munde dieses Bischofs selbst gehört zu haben behaupten[3]).

Aus diesem allem sehen wir jedenfalls deutlich, wie großen Wert der Chronist darauf legt, für ein Ereignis solche Berichterstatter zu haben, die es wirklich wahrheitsgemäß wissen konnten. Daß dies aber nicht die einzige Forderung ist, die er an seine Gewährsmänner stellt, zeigt sein ständiges Streben, auch ihrer subjektiven Glaubwürdigkeit uns zu versichern, sein ständiger Wunsch, den Leser davon zu überzeugen, daß sie auch wahrheitsgetreu berichten wollten. Denn ungemein häufig begegnen uns Zeugenangaben wie: ut a viris fide dignis accepimus, sicut veraci relatione cognovimus, viro veracissimo referente[4]) und ähnliche in mannigfachen Variationen. Und deutlich sehen wir, worauf es Wilhelm bei solchen Bemerkungen ankommt: indem er die sonstige Wahrheitsliebe seiner Zeugen betont, will er dem Leser glaubhaft machen, daß sie sich auch in diesem besonderen Falle als wahrheitsgetreu erwiesen haben.

Bei solchen allgemeinen Angaben müssen wir uns auf das Urteil Wilhelms verlassen, wenn er uns ihrer Glaubwürdig-

[1]) Hist. 5, 33 (Howlett, S. 498): Haec denique prout eorum qui vel interfuerunt, vel ab iis qui interfuerant audierunt, concordi narratione didici, literis mandare curavi.

[2]) Vgl. z. B. Hist. 3, 25 (Howlett S. 279), wo Wilhelm die Erzählung von einem Traum einleitet mit den Worten: Silendum vero non arbitror quod a quodam venerabili viro audisse me memini asserente se id ipsum accepisse a quodam religioso ejusdem monasterii fratre ita narrante. Eine ähnliche Zeugenangabe findet sich Hist. 2. 35 (Howlett, S. 187 f.).

[3]) Hist. 5, 9 (Howlett S. 434).

[4]) Hist. 5, 21; 1, 28. 3 (Howlett S. 472. 86. 28). Ähnliche so allgemeine Quellenangaben finden sich Hist. 1, 1. 11. 23. 28; 2, 21 usw. (Howlett S. 22. 45 f. 71. 86. 151 usw.).

keit versichert. Es wird uns keine Möglichkeit gegeben, der Persönlichkeit nachzugehen, die hinter dieser unbestimmten Wendung steckt. Um dem Leser aber zu zeigen, daß er seine Zeugen auch genügend kennt und ihre Zuverlässigkeit beurteilen kann, um andererseits sein Urteil zu begründen und zu rechtfertigen, drückt sich Wilhelm bei der Angabe seiner Quellen in vielen Fällen bestimmter aus. Er nennt seine Gewährsmänner des öfteren bei Namen[1]), gibt ihren Stand an und deckt irgend welche Beziehungen zu ihnen auf[2]); dabei führt er sie meist mit ehrenden Beiwörtern an, durch die er sie dem Leser noch besonders zu empfehlen sucht.

Solche bestimmteren Angaben lassen uns ziemlich deutlich erkennen, wonach Wilhelm selbst die Glaubwürdigkeit seiner Zeugen beurteilt, da er naturgemäß die Eigenschaften an ihnen hervorhebt, die nach seiner Ansicht ihre Zuverlässigkeit besonders gewährleisten. Bei einer Zusammenstellung derartiger Zeugenangaben fällt auf, daß der Chronist am häufigsten Kleriker als seine Gewährsmänner anführt. Sei es, daß ein einfacher Mönch[3]) ihm die Nachricht von einem Ereignis bringt, daß ein Abt[4]) oder Erzdiakon[5]) es ihm erzählt, oder gar ein Bischof[6]) ihm davon berichtet. Diese Tatsache scheint an und für sich nur natürlich, da Wilhelm, wie wir oben[7]) sahen, bei seiner Materialsammlung überhaupt meist auf die Berichte von Geistlichen angewiesen war. Wir sehen aber, daß er sie hier mit einer bestimmten Absicht als seine Quellen anführt,

---

[1]) z. B. Hist. 1, 23. 26; 2, 35; 5. 22 (Howlett S. 72. 81. 187 f. 474).

[2]) Als er z. B. eine Anekdote von dem Erzbischof Roger von York erzählt, sagt er ausdrücklich, der berichtete Vorgang habe sich abgespielt zwischen dem Erzbischof und dem Vorsteher eines Klosters, den er sehr gut kenne. Hist. 3, 5. (Howlett S. 226 f.). Wilhelm sagt hier allerdings nicht direkt, daß er die Nachricht aus dem Munde des Vorstehers habe, aber der ganze Zusammenhang läßt es schließen.

[3]) z. B. Hist. 1, 21. 26 (Howlett S. 67. 81).

[4]) z. B. Hist. 2, 35 (Howlett S. 187 f.).

[5]) z. B. Hist. 5, 22 (Howlett S. 474).

[6]) z. B. Hist. 3, 9 (Howlett S. 239).

[7]) s. S. 15 f.

wenn er sie fast stets mit einem schmückenden Beiwort wie religiosus, venerabilis, sincerissimus, reverentissimus bedenkt und andererseits überhaupt oft „fromme“ und „verehrungswürdige“ Männer als seine Berichterstatter nennt[1]). So scheint es dem Chronisten vor allem auf die fromme Gesinnung bei seinen Gewährsmännern anzukommen, die er dem Leser in vielen Fällen eben durch die Nennung ihres geistlichen Standes andeutet. Solche Quellenangaben begegnen nun, wie schon gesagt, ungemein häufig, und man kann also wohl nicht den Gedanken abweisen, daß Wilhelm darin mit vielen Geschichtsschreibern seiner Zeit übereinstimmt[2]), daß er fromme und gottgefällige Leute eben wegen ihrer frommen Gesinnung von vornherein für glaubwürdige Zeugen hält.

Die gottesfürchtige Gesinnung scheint das einzige Kriterium, das Wilhelm für die subjektive Glaubwürdigkeit seiner Gewährsmanner kennt. Einmal[3]) allerdings gibt er quidam non ignobiles als seine Berichterstatter an, und die umschreibende Form scheint doch anzudeuten, daß er hier in dem höheren Stande der Zeugen eine besondere Gewähr für ihre Glaubwürdigkeit sieht und gesehen haben will.

Nach den bisherigen Untersuchungen über Wilhelms Stellung zur mündlichen Tradition kommen wir zu dem Resultat:

[1]) z. B. Hist. 1, 19 (Howlett S. 64): audivi a quodam venerabili viro. — Hist. 3, 25 (Howlett S. 279): a quodam venerabili viro audisse me memini. — Hist. 5, 19 (Howlett S. 434): nobis viri venerabiles et fide digni tradidere. — Hist. 5, 24 (Howlett S 479): a viris religiosis accepi. — Ebenda: accepi a sene religioso. — Meistens werden wir es auch hier mit Geistlichen zu tun haben, so bestimmt in dem letzten Fall, wie in demselben Kapitel (Howlett S. 481) die Worte zeigen: Hanc nimirum suae desolationem parrochiae dolens vir ille, ex hujus haec ore accepi. . . .

[2]) Vgl. Lasch 117, Schulz 35.

[3]) Hist. 5, 34 (Howlett S. 500). Nam sicut quidam non ignobiles, qui se interfuisse asserunt, protestantur . . . Die Worte asserunt und protestantur klingen übrigens etwas skeptisch, und man könnte meinen, daß Wilhelm hier der subjektiven Glaubwürdigkeit seiner Berichterstatter nicht ganz sicher sei.

Der Chronist nimmt nicht alles, was ihm zugetragen wird, kritiklos in sein Werk auf. Er hat eine deutliche Vorstellung von dem Gerücht, das er als Quelle äußerst gering schätzt. Ehe er seinen Berichterstattern Glauben schenkt, sieht er sie sich genau an. Er prüft, ob sie das objektiv Wahre wissen können. Als höchstes Kriterium gilt ihm dabei die Augenzeugschaft. Wilhelm prüft andererseits die subjektive Glaubwürdigkeit seiner Gewährsmänner, wobei ihm fromme Gesinnung als Hauptkriterium gilt.

In dem letztgenannten Umstande liegt schon der Keim zu einigen Mängeln der Wilhelmschen Kritik. Bei dem großen Wert, den er auf die Aussagen von gottesfürchtigen Berichterstattern legt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß, wenn er aus dem Munde eines solchen die Nachricht von einem Ereignis erhielt, dies in seinen Augen oft schon ein hinreichender Beweis auch für seine objektive Wahrheit war. Das allzugroße Vertrauen auf die Autorität scheint sein kritisches Streben vielfach gehindert und ihm geschadet zu haben. In diesem Eindruck wird man noch bestärkt durch ein interessantes Selbstbekenntnis Wilhelms, das uns zeigt, wie er gelegentlich trotz besseren Erkennens und trotz all seines Sträubens von solchen Autoritäten einfach erdrückt wird. Bevor er nämlich den wunderbaren Fund von den zwei grünen Kindern erzählt, sagt er[1]): „Ich habe freilich lange hieran gezweifelt, obgleich es von vielen erzählt wurde (cum... praedicaretur). Es erschien mir lächerlich, an eine Sache zu glauben, die sich durch nichts oder nur durch geheimnisvolle Kräfte erklären läßt, bis ich durch die Wucht so bedeutender und so wichtiger Zeugen erdrückt wurde, sodaß ich gezwungen bin, an etwas mit Staunen zu glauben, was ich durch keine Kraft des Verstandes mir erklären und zusammenreimen kann". Die Worte: tantorum et talium pondere testium sum obrutus sind charakteristisch. Was der Chronist hier von sich selbst sagt,

---

[1]) Hist. 1, 27 (Howlett S. 82); s. S. 33.

das müssen wir, glaube ich, auch an manchen anderen Stellen von ihm sagen, wo es ihm vielleicht nicht so zum Bewußtsein gekommen ist.

So scheint auch Wilhelm wie fast alle zeitgenössischen Geschichtsschreiber in dem in seiner ganzen Zeit und vor allem in der katholischen Kirche begründeten[1]) Autoritätsglauben allzusehr befangen zu sein, als daß er zwischen der subjektiven Wahrhaftigkeit des Berichterstatters und der objektiven Wahrheit des Ereignisses immer streng zu scheiden vermöchte.

Wir haben bisher gesehen, wie der Chronist bestrebt ist, den Bericht von einem Ereignis durch eine möglichst gute Quelle zu stützen. Offenbar ist er sich aber auch bewußt, daß durch mehrere Quellen, wenn sie gleiches berichten, die Glaubwürdigkeit erhöht wird. So scheint es, wenn er bei einer Erzählung sagt: sicut veraci multorum relatione compertum est[2]), oder wenn er eine andere einleitet mit den Worten: res enim recentis memoriae est, crebro certoque mihi comperta relatu[3]). Als er von dem räuberischen Bischof Wimund berichtet, erzählt er dem Leser, daß er ihn später in Byland, wo er, des Augenlichts beraubt, seine letzten Tage zubrachte, des öfteren gesehen und von ihm selbst seine früheren Taten erfahren habe[4]). Dann hebt er aber ausdrücklich hervor, daß er außerdem noch von einem seiner Begleiter Kunde davon erhalten habe[5]).

Um das Gerücht von der Vergiftung des Erzbischofs Wilhelm von York[6]) zu widerlegen, begnügt er sich nicht, den Bericht eines zuverlässigen Zeugen, eines später in Rievaux

[1]) Vgl. Sybel, Über die Gesetze des historischen Wissens. Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874, S. 16: „Das Prinzip der Autorität, auf dem religiösen Gebiete ganz unbedingt herrschend, kam wie den überlieferten Dogmen so auch jeder anderen Überlieferung zu gute.“

[2]) Hist. 1, 11 (Howlett S. 45 f.).

[3]) Hist. 2, 11 (Howlett S. 126).

[4]) Hist. 1, 23 (Howlett S. 72).

[5]) Hist. 1, 24 (Howlett S. 75).

[6]) s. S. 32.

lebenden Mönches dagegen anzuführen: er zieht noch das Zeugnis eines anderen Gewährsmannes, eines Klerikers Simphorian, heran und läßt durch ihn die Aussagen des ersteren bekräftigen und ergänzen[1]). Einmal scheint der Chronist mit einem gewissen Nachdruck das völlige Übereinstimmen verschiedener Berichte für ein Ereignis hervorzuheben und es dadurch als besonders gut verbürgt hinstellen zu wollen. Die Erzählung von einem Unglück, das einige Kanoniker beim Kalkbrennen getroffen hat, schließt er mit den Worten[2]): Haec denique prout eorum qui vel interfuerunt, vel ab iis qui interfuerant audierunt, concordi narratione didici, literis mandare curavi. Auf dem Worte concordi liegt zweifellos ein starker Nachdruck.

Jedenfalls sucht Wilhelm in den angeführten Fällen[3]) durch die Betonung einer mehrfachen Berichterstattung offenbar die Glaubwürdigkeit des erzählten Ereignisses zu erhöhen. Leider läßt sich nicht ersehen, ob er die verschiedenen Quellen zuvor genügend auf ihre Unabhängigkeit voneinander prüfte, ehe er in dieser Weise aus ihrer Zahl Schlüsse auf die Richtigkeit ihres Inhalts machte. In den genannten Fällen ist eine offensichtliche Abhängigkeit der verschiedenen Berichte zwar nicht nachweisbar, aber andererseits wird ihre Unabhängigkeit voneinander auch nirgends betont. Wir müssen diese Frage also offen lassen. Immerhin aber verdienen diese Stellen als schwache Ansätze zu einer historischen Forschung auf Grund von Quellenvergleichung bei einem Chronisten des 12. Jahrhunderts Beachtung[4]).

---

[1]) Hist. 1, 26 (Howlett S. 81).

[2]) Hist. 5, 33 (Howlett S. 498).

[3]) Vielleicht kann man in diesem Zusammenhang außerdem noch eine Bemerkung Wilhelms anführen, mit der er einige wunderbare Geschichten von dem Umherwandern Verstorbener einleitet. Er meint, derartiges wäre kaum zu glauben, wenn nicht die Beispiele dafür reichlich zu Gebote ständen, und die Zeugnisse davon im Überfluß vorhanden wären. Da Wilhelm aber nicht ausdrücklich sagt, daß sich hierbei mehrere Zeugnisse auf denselben Fall beziehen, ist diese Stelle hier nicht mit voller Sicherheit zu verwenden. Hist. 5, 24 (Howlett S. 477).

[4]) Lasch und Schulz lassen in ihren Arbeiten diese Frage leider ganz unberücksichtigt.

Hier möge hervorgehoben werden, daß Wilhelm nur ganz selten mehrere einander widersprechende Angaben seiner Berichterstatter anführt, ohne sich für eine zu entscheiden. In dieser Weise erzählt er z. B. vom Tode Barbarossas[1]). Er berichtet erst, der Kaiser sei in dem Fluß ertrunken, der das Lager trennte, als er ihn durchreiten wollte, um zu seinem Sohn auf die andere Seite zu gelangen. „Einige aber sagen", fährt er dann fort, „daß er, um in der Hitze ein erfrischendes Bad zu nehmen, zu unvorsichtig in den Fluß gestiegen sei, und so plötzlich in den Fluten, die keine Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät kannten, sein Ende gefunden habe. Aber sei nun das eine oder das andere wahr, es steht fest, daß er in jenem kleinen Flusse ertrunken ist." Der Chronist stellt also die zwei verschiedenen Berichte ohne Entscheidung nebeneinander und hebt nur das beiden Gemeinsame noch einmal als das wichtigste hervor.

Ähnlich verhält er sich bei der Nennung der verschiedenen Gründe, die man dafür anführte, daß Philipp August Ingeborg gleich nach der Brautnacht verstieß[2]). Auch hier entscheidet er sich für keinen, sondern stellt zum Schluß nur fest: „Auf jeden Fall unwürdige Gründe, die nicht stark genug sind, eine christliche Ehe zu trennen."

Das sind aber auch die einzigen Fälle, in denen Wilhelm sich mit einem bloßen Nebeneinanderstellen verschiedener Berichte zufrieden gibt[3]): ein ohne Zweifel glänzender Beweis für sein ernstes und energisches Streben nach Wahrheit. Denn bei der Mannigfaltigkeit seiner Quellen war er gewiß oft vor die Aufgabe gestellt, zwischen mehreren Lesarten zu wählen und sich für eine zu entscheiden.

---

[1]) Vgl. z. B. folg. Hist. 4, 13 (Howlett S. 329).

[2]) Hist. 4, 26 (Howlett S. 369). Dicunt enim quidam, quod propter foetidum oris spiritum, alii, quod propter latentem quandam foeditatem repudiaverit eam, vel quia non invenit eam virginem.

[3]) Etwas anderes ist es natürlich, wenn Wilhelm bei seinem stetigen Fragen nach den innersten Motiven der Handelnden diese selbständig zu ergründen sucht und dann mehr die eigene Unsicherheit andeutet durch ein sive-sive, vel-vel usw. Solche Stellen begegnen ungemein häufig.

Im vorigen sahen wir, wie der Chronist auf Grund einer eindringenden Quellenkritik Wahres und Unwahres zu scheiden sucht. Das folgende wird zeigen, wie er andererseits bemüht ist, durch Sachkritik dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Wilhelms Sachkritik.

Zu dieser Art kritischer Tätigkeit, die die Glaubwürdigkeit eines Berichtes nach seiner inneren Wahrscheinlichkeit beurteilt, fühlt sich Wilhelm besonders gereizt durch das Wunderbare, das mit den natürlichen Dingen Unvereinbare, das ja überhaupt zuerst eine Kritik der mittelalterlichen Geschichtsschreiber hervorgerufen hat[1]).

Vor allem müssen wir die fast leidenschaftliche Schärfe bewundern, mit der er auf eine strenge Scheidung von Sage und Geschichte dringt. Wir haben gesehen[2]), wie rücksichtslos er die sagenhafte Gestalt des Königs Arthur als unhistorisch verwirft, und wie er die Erzählungen von ihm und seinen Taten, die Gottfried von Monmouth seinen Lesern als geschichtliche Überlieferung bot, mit aller Energie in das Reich der Fabel verweist. „Stockdumm" nennt er die Bretonen[3]), die immer noch die Rückkehr dieses ihres Heldenkönigs von der Insel Avalon erwarteten, wohin er nach seiner Verwundung entwichen sein sollte. Wilhelm verwirft diese Sage einfach deshalb, weil sie mit all ihren Ungeheuerlichkeiten seinem gesunden Menschenverstand widerspricht. Aus dem von vornherein überlegenen und spöttischen Tone geht das zur Genüge hervor, gäbe uns an sich aber noch nicht die Berechtigung, dem Chronisten deshalb einen besonderen Sinn für historische Kritik zuzuschreiben. Doch Wilhelm gibt sich auch nicht damit zufrieden, mit ein paar Worten die Erzählung von Arthur

---

1) Vgl. Lasch 5.
2) s. S. 25 f. u. 30 f.
3) Prooem. (Howlett S. 14 u. 18).

als unhistorisch und bloße Sage abzutun. Vielleicht glaubt er mit Rücksicht auf seinen Leserkreis eingehendere Beweise dafür bringen zu müssen, und so sind wir in der glücklichen Lage, zu sehen, wo seine Kritik im einzelnen einsetzt, und wie er sie handhabt[1]).

Schon in der zeitlichen Einreihung des Königs Arthur, wie sie bei Gottfried gegeben ist, glaubt er ein Mittel zu haben, um die Haltlosigkeit der ganzen Geschichte zu zeigen. Nach der — für ihn maßgebenden — Geschichte Bedas sei der vierte König nach Hengist, der von Vortigern ins Land gerufen wurde, Ethelbert, und unter ihm sei Augustin nach England gekommen. In der Geschichte Gottfrieds nehme Arthur die vierte Stelle nach Vortigern ein. Danach müsse Augustin also unter Arthurs Regierung nach England gekommen sein[2]). Und daß das falsch wäre, müßte doch jeder einsehen, so schließt Wilhelm seine Beweisführung, die er für glänzend zu halten scheint[3]).

Glücklicher zeigt sich sein Sinn für chronologische Kritik an einer anderen Stelle[4]). Gottfried erzählt[5]), wie Arthur im Anschluß an seine vielen Siege ein pomphaftes Fest in Gegenwart der unterworfenen Könige und Fürsten feierte. Bei diesem Feste seien auch die Erzbischöfe von London, Chester[6]) und York zugegen gewesen. Wilhelm deckt den groben Anachronismus, der hierin liegt, auf, indem er darauf hinweist, daß es zu dieser Zeit in England noch gar keine Erzbischöfe gab[7]).

---

[1]) Wie er unter Heranziehung der historiographi veteres den Beweis ex silentio führt, sahen wir schon S. 30f.

[2]) Prooem. (Howlett S. 14 f.). Itaque regnum Arturi et ingressus in Britanniam Augustini concurrere debuerunt.

[3]) Ebda.: Sed quantum mera historiae veritas hoc loco compositae praejudicet fasitati, vel lippienti mentis acie clare videri potest.

[4]) Prooem. (Howlett S. 16).

[5]) Hist. reg. Brit. 9, 12 (San-Marte S. 132).

[6]) Urbis legionum. In der Stowe-Hs. der Wilhelmschen Historia finden sich hier die Worte übergeschrieben id est Cestriae.

[7]) Diese Stellen im Prooemium sind die einzigen, die zeigen, daß Wilhelm eine chronologische Kritik kannte. Daß er in der Darstellung selbst diese bei mittelalterlichen Geschichtsschreibern ziemlich verbreitete

Einmal sucht Wilhelm auch auf Grund geographischer Unmöglichkeiten die Unglaubhaftigkeit von Gottfrieds Erzählungen nachzuweisen[1]). Er bemerkt, daß dieser in einem Treffen die vereinten Streitkräfte der Römer und vieler anderer Könige von Arthur besiegen lasse, nämlich die Könige von Griechenland, Afrika, Spanien, die der Parther, Meder und Ituräer, die von Lybien, Ägypten, Babylonien, Bithynien, Phrygien, Syrien, Böotien und Kreta[2]). Vor diesem Siege lasse er von Arthur einmal 30 Königreiche erwähnen, die schon unterworfen seien[3]). Hierzu meint Wilhelm: „Unser Märchenerzähler (fabulator) wird auf unserer Erde gar nicht so viel Königreiche finden außer den genannten, die noch nicht besiegt waren. Oder träumt er etwa von einem anderen Erdkreis, der unzählige Königreiche habe, und auf dem sich alles zugetragen habe, was er da erzählt?“

Fast noch schärfer als gegen die Sage vom König Arthur geht Wilhelm vor gegen die Prophezeiungen jenes sagenhaften Merlin, die in der damaligen Welt, besonders auch durch Gottfrieds Werk[4]), ein großes Ansehen genossen[5]). Bei seinem Eifern hiergegen spielt vor allem auch ein religiöses Moment mit: der Glaube daran erscheint ihm religiös anstößig. Ein dämonischer Inkubus, so erzählte die Sage[6]), habe mit einem Weibe jenen Merlin gezeugt, und dieser habe von dem Vater die Gabe erhalten, das Zukünftige vorherzuwissen. Wilhelm wendet

---

Art der historischen Kritik (vgl. Lasch 25 ff.), wenigstens für den Leser erkennbar, sonst nicht betätigt, hat seinen Grund darin, daß er größtenteils Zeitgeschichte schreibt.

[1]) s. zu folg. Prooem. (Howlett S. 16 f.).

[2]) Hist. reg. Brit. 10, 1 (San-Marte S. 139).

[3]) Hist. reg. Brit. 10, 7 (San-Marte S. 148).

[4]) Hist. reg. Brit. 7, 3. 4 (San-Marte S. 93 ff.)

[5]) Es ist bemerkenswert, daß in Wilhelms Werk nie eine Anspielung auf diese Prophezeiungen begegnet, während sie auch in den besten Quellen seiner Zeit des öfteren angeführt werden: z. B. Radulf de Diceto 1, 384; 2, 64. 67. — Roger v. Howden 1, 187; 2, 47. — Gesta 1, 42. — Gervasius v. Canterbury 2, 106.

[6]) Hist. reg. Brit. 6, 18 (San-Marte S. 90).

sich dagegen[1]), „weil uns die vernünftige Überlegung und heilige Schriften lehren, daß die Dämonen, die vom Lichte Gottes ausgeschlossen sind, keineswegs die Zukunft vorausschauend erkennen". Und voll zornigen Eifers fragt er[2]), wodurch sich denn überhaupt noch der Merlin Gottfrieds von Jesaias unterscheide? Doch nur dadurch, daß er nicht wage, dessen Prophezeiungen hinzuzufügen: „So spricht der Herr", und sich schäme zu schreiben: „So spricht der Teufel", denn das käme dem Sohne eines Dämonen zu.

Wir sehen also, wie Wilhelm die Unglaubwürdigkeit dieser alten Sagen klar erkennt, wie er systematisch auch den Leser davon zu überzeugen sucht. Zeigt er nun aber auch dieselbe Aufklärung, wenn er über wunderbare Ereignisse aus seiner Zeit berichtet? Wir werden sehen, nein. Aber wäre es denn auch zu verstehen, wenn der Mönch des 12. Jahrhunderts ganz frei wäre von jenem Wunderglauben, der in seiner Zeit gang und gäbe war, und den gerade die Kirche großzog und begünstigte? Sie verlangte von jedem guten Christen, die Wundertaten eines Heiligen ohne Deuteln zu glauben, sie verbat sich jede Kritik. Und so war es nur eine natürliche Folge, wenn schließlich überhaupt alles Wunderbare gutgläubig aufgenommen und kritiklos weitererzählt wurde. Es ist dem mönchischen Chronisten also hoch anzurechnen, wenn auch solche Wundergeschichten, die er in sein Werk einstreut, häufig wenigstens die Ansätze zu einer fruchtbaren Kritik aufweisen,

---

[1]) Prooem. (Howlett S. 12): cum profecto et veris rationibus et sacris literis doceamur daemones, a luce Dei seclusos, futura nequaquam contemplando praescire. — Es folgt dann eine scharfsinnige Auseinandersetzung über die in dieser Beziehung nur beschränkten Fähigkeiten der Dämonen: Wilhelm meint, die Dämonen wären nur imstande, aus Vorzeichen, die ihnen bekannter wären als den Menschen, gewisse zukünftige Ereignisse mehr durch Schlußfolgerungen als durch direktes Erkennen herauszubekommen. Aber auch bei diesen wenn auch scharfsinnigen Schlüssen würden sie zuweilen getäuscht und täuschten so auch andere. Wenn sie also durch das Blendwerk von Prophezeiungen Unkundigen gegenüber sich anmaßten, die Zukunft vorher zu wissen, so sei das falsch.

[2]) Prooem. (Howlett S. 17).

wenn seine Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit des öfteren mehr oder minder laut durchklingen, oder wenn er andererseits wohl nach einer natürlichen Erklärung des wunderbaren Ereignisses sucht.

Bevor wir auf diese kritischen Versuche im einzelnen zu sprechen kommen, sei noch eine kurze Bemerkung gestattet über Wilhelms Stellung zu den „Wundern" im engeren kirchlichen Sinne, zu den Heiligenwundern, deren Behandlung in dem Werke bei dem Stande des Verfassers immerhin beachtenswert erscheint. Nicht, daß er an solche Wunder etwa nicht glaube! Sagt er doch einmal, der Tod Thomas Beckets sei durch die vielen darauffolgenden Zeichen besonders verherrlicht worden[1]). Das ist aber auch der einzige Fall, wo er auf solche echten Heiligenwunder kurz anspielt. Denn wenn er noch einige Male von ihrem Vorkommen an der Leiche oder an dem Grabe eines Verstorbenen berichtet, so geschieht es nur, um zu zeigen, daß sie auf Betrug beruhen[2]). Das Gerücht davon entsteht durch das „Gefasel alter Weiber" (somniantibus vetulis) oder wird von Freunden des Verstorbenen in bestimmter Absicht in die Welt gesetzt. Und wenn z. B. die Verehrung eines ermordeten Jünglings als Märtyrer den Klerikern auch angenehm gewesen sei, weil die Wallfahrer ihnen Geld brachten, so werde sie doch, meint der Chronist, von klugen Leuten verlacht.

Mit dieser Tatsache vergleiche man eine Bemerkung, die Wilhelm entschlüpft, als er den christlichen Lebenswandel

---

[1]) Hist. 2, 25 (Howlett S. 163): Porro beati pontificis in conspectu Domini quam pretiosa mors fuerit... signorum sequentium frequentia declaravit.

[2]) Hist. 3, 7 (Howlett S. 234) erzählt Wilhelm von Wundern, die am Grabe Jung Heinrichs passiert sein sollten. — Hist. 4, 8 (Howlett S. 311) berichtet er von solchen, die man am Grabe eines Jünglings wollte beobachtet haben, der 1190 in Stamford an den Judenverfolgungen teilgenommen hatte, später der erbeuteten Schätze beraubt und hierbei erschlagen wurde. — Hist. 5, 21 (Howlett S. 472) spricht er von Wundern, die an der Leiche Longbeards, eines demokratischen Aufrührers in London, stattgefunden haben sollten.

des Königs Malcolm IV. von Schottland ins hellste Licht zu rücken sucht[1]). Besonders hoch rechnet er es diesem an, daß er seine Keuschheit bewahrte, obgleich er von allen Seiten, sogar von der eigenen Mutter mit den raffiniertesten Mitteln zu dem Beilager mit einer Jungfrau gedrängt wurde. Da bricht er in die Worte aus: „Sie mögen sagen, was sie wollen, die Verehrer von Zeichen, die nur nach dem Wunderbaren das Verdienst messen und nur nach den großen Zeichen den Namen eines Heiligen verleihen; ich aber meine, man sollte jenes an dem Jüngling stattgehabte Wunder, das Wunder seiner so bedrängten und doch bewahrten Reinheit höher stellen als das Wiedersehendmachen eines Blinden, ja als die Auferweckung eines Toten.“

Wenn man diese Worte mit der oben erwähnten Tatsache in Verbindung bringt, so scheint es doch, als ob der Chronist im Grunde seines Herzens eine gewisse Abneigung, ja Geringschätzung empfindet gegenüber den mannigfachen Wundertaten, die von den Vitenschreibern in so überreicher Menge von ihren Heiligen berichtet wurden, und die gewiß auch in den zwei Menschenaltern, die Wilhelm eingehender behandelt, häufig vorkamen und erzählt wurden.

Doch andere Erzählungen von wunderbaren Ereignissen, denen das Fromm-erbauliche fehlt[2]), hat Wilhelm in größerer Menge in sein Werk aufgenommen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß er sie fast nie wiedergibt, ohne seine eigenen Bedenken gegen ihre Wahrheit durchblicken zu lassen. In aller Schärfe gibt er diesen zuweilen Ausdruck, und aus solchen Stellen ersehen wir, was ihn veranlaßt, an dem Berichteten zu zweifeln: Er sucht die innersten Ursachen der wunderbaren

[1]) Hist. 1, 25 (Howlett S. 76 ff.).

[2]) Eine Art Zwischenstellung nehmen einige Wundergeschichten ein, in denen Wilhelm von dem Ausschwitzen von Blut an bestimmten Stellen der Erde berichtet, oder wo er von einem Blutregen erzählt. Vgl. Hist. 1, 1. 11; 5, 34 (Howlett S. 22. 45 f. 500). Wilhelm gibt diese Geschichtchen als gut verbürgt und unbezweifelt wieder. (Zu dem roten Regen von Andely vgl. allerdings S. 37 Anm. 3).

Ereignisse zu erkennen und mit seinem Verstande zu erfassen, und wenn ihm eine solche Erklärung nicht kommt, wenn sie also dem menschlichen Verstande zu widerstreiten scheinen, so kostet es ihn eine ungeheure Überwindung, seine Zweifel selbst einer gut verbürgten Quelle gegenüber niederzuzwingen.

Das tritt besonders stark hervor bei der schon öfter[1]) erwähnten Geschichte von den grünen Kindern, die von Schnittern auf dem Felde gefunden werden, und die auf übernatürliche Weise aus einem anderen Lande nach England gekommen zu sein scheinen[2]). „Ich habe freilich lange hieran gezweifelt, obgleich es von vielen erzählt wurde," sagt er am Anfang der Geschichte. „Es erschien mir lächerlich, an eine Sache zu glauben, die sich durch nichts oder nur durch geheimnisvolle Kräfte erklären läßt[3])." Nur durch die Autorität der Zeugen wurde er, wie er sagt, gleichsam wider Willen gezwungen, mit Staunen an etwas zu glauben, was er sich durch keine Kraft des Verstandes erklären und zusammenreimen könne[4]). Und ähnlich spricht er sich über einige andere wunderbare Erzählungen aus: „Wir nennen derartiges wunderbar", meint er, „nicht sowohl, weil es selten vorkommt, sondern weil uns die Erklärung dafür verborgen ist." „Es würde unglaublich scheinen, wenn es nicht glaubwürdige Zeugen verbürgten[5])." Auch von dem Umherwandern Verstorbener, die als Gespenster die Lebenden erschreckten und belästigten, erzählt er nicht ohne zu bemerken,

---

[1]) s. oben S. 33 u. S. 38.

[2]) s. zu folgendem Hist. 1, 27 (Howlett S. 82 ff.).

[3]) Wörtlich: remque vel nullius vel abditissimae rationis in fidem recipere ridiculum mihi videbatur.

[4]) Wörtlich: ut cogerer credere et mirari, quod nullis animi viribus possum attingere vel rimari.

[5]) Hist. 1, 28 (Howlett S. 84 ff.). Mira vero hujusmodi dicimus, non tantum propter raritatem, sed etiam quia occultam habent rationem . . . Haec et hujusmodi incredibilia viderentur, nisi a dignis fide testibus contigisse probarentur. Diese Stellen beziehen sich auf einige seltsame Funde und auf die Geschichte von einem Bauern, der auf einer nächtlichen Wanderung in einem Hügel ein übernatürliches Gelage abhalten sieht.

daß solche Erscheinungen kaum Glauben verdienten, wenn sie nicht so überreich bezeugt wären[1]).

So fühlt sich Wilhelm bei der Wiedergabe von Wundererzählungen in vielen Fällen gedrängt, seinem Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit Ausdruck zu geben. Wenn dennoch der Glaube an die Autorität seiner Berichterstatter über sein besseres Erkennen siegt, so liegt das an einem Mangel seiner Quellenkritik, von dem oben schon die Rede war[2]). Und ob seine Zweifel wirklich immer ganz geschwunden sind? Wozu deckt er dann sein ursprüngliches Widerstreben gegen den Glauben an diese Dinge dem Leser auf? Die angeführten Stellen klingen doch fast wie entschuldigend und so, als wollten sie eine gewisse Reserve andeuten, die der Schreiber dem Berichteten gegenüber immerhin bewahrt. Und in der Tat verfällt Wilhelm im Laufe dieser Erzählungen selbst oft wieder unwillkürlich in eine zweifelnde Erzählungsweise, indem er häufig vorsichtige Wendungen wie dicitur oder fertur einschiebt[3]).

Als der erste wichtigste Schritt zu einer fruchtbaren Kritik ist der Zweifel Wilhelms solchen Wundererzählungen gegenüber jedenfalls anzuerkennen, und daß der Mönch des 12. Jahrhunderts diesem Zweifel so scharfen Ausdruck verleiht, kann ihm bei dem allgemeinen blinden Wunderglauben seiner Zeit m. E. nicht hoch genug angerechnet werden.

Dem Zweifel Wilhelms an der Glaubwürdigkeit derartiger Wundergeschichten geht, wie schon angedeutet, sein stetes Streben nebenher, diese wunderbaren Ereignisse in ihren Ursachen zu begreifen und zu erklären. Es liegt wohl nicht nur an Wilhelms mangelnden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, sondern zum guten Teil an der Ungeheuerlichkeit des Erzählten

[1]) Hist. 5, 24 (Howlett S. 477). Fortfahrend meint Wilhelm: Mirum plane si talia olim contigere, cum nihil tale in libris veterum reperiatur, quibus utique ingens studium fuit memorabilia quaeque literis mandare.

[2]) s. S. 38 f.

[3]) z. B. in der Erzählung von den grünen Kindern Hist. 1, 27 (Howlett S. 82 ff.) und ebenso in dem folgenden Kapitel, das Wilhelm „De quibusdam prodigiosis“ überschreibt.

selbst, wenn ihm selten eine natürliche Erklärung gelingt. Daß er sie aber versucht und gelegentlich das Richtige, wenn nicht getroffen, so doch geahnt hat, zeigen folgende Beispiele.

Auf Grund einer guten Quelle erzählt er ausführlich[1]), wie einige Kanoniker beim Kalkbrennen in eine daneben ausgeworfene Grube hinabsteigen und plötzlich den Geist aufgeben (indem sie offenbar an der entwickelten Kohlensäure ersticken). Eine präzise Erklärung für ihren Tod kann Wilhelm nicht geben[2]). Dennoch scheint dies Ereignis für ihn nichts Übernatürliches zu haben, wie sicher in den Augen der meisten seiner Zeitgenossen, sondern er scheint zu ahnen, daß es auf ganz natürlichen Vorgängen beruht. Denn unmittelbar anschließend an diese Geschichte, gleichsam als Parallele dazu, erzählt er, wie anderwärts einige Leute beim tieferen Ausschachten eines alten Brunnens auch so plötzlich gestorben seien. Und dies Ereignis, meint er, sei nicht so wunderbar, weil man hierfür einen annehmbaren Grund finden könne[3]). Er vermutet nämlich, diese Männer seien beim Graben auf Quecksilber oder eine andere schädliche Substanz gestoßen, die sie durch ihre giftigen Gase getötet habe. Aus der ganzen Art, wie er diese beiden Erzählungen miteinander verbindet, scheint hervorzugehen, daß er eine ähnliche Todesursache auch in dem ersten Falle annimmt.

Wir müssen uns aus unserer fortgeschrittenen Zeit zurückversetzen in das von Wunder- und Aberglauben erfüllte Zeitalter Wilhelms, um diese Erklärungsversuche voll zu würdigen. Es scheint doch erstaunlich, wie ein Mann des 12. Jahrhunderts solche Aufklärung zeigt und Vorgängen, die seiner Zeit gewiß ungeheuerlich erschienen, so selbstverständlich eine natürliche Lösung zu geben versucht.

---

[1]) Vgl. zu folgendem Hist. 5, 23 (Howlett S. 497 ff.), s. auch S. 40.

[2]) Wilhelm endet die Erzählung mit den Worten: eventus plane, quem pro sua novitate cogor mirari, causam non valens rimari.

[3]) Die entscheidende Stelle lautet wörtlich: At istud non adeo mirum est, quia hinc probabiliter ratio reddi potest. In dem adeo liegt eine deutliche Beziehung auf die Erzählung vorher.

Aber wie schon gesagt, eine solche natürliche Erklärung der wunderbaren Ereignisse ist Wilhelm nur selten möglich. Bei seinem Drange nach Erkennen begnügt er sich dann aber meistens nicht damit, seine Unfähigkeit in dieser Beziehung einfach einzugestehen oder dem Leser die Erklärung zu überlassen, wie er es z. B. bei der Erzählung von den grünen Kindern tut[1]). Hier bekennt er offen[2]): „Die Erklärung ist zu verborgen, als daß unser schwacher Verstand sie zu erforschen vermöchte," und er schließt dies Geschichtchen mit den lakonischen Worten[3]): „Sage ein jeder, was er wolle und suche sich eine Erklärung hierfür, so gut er kann. Mich aber gereut es nicht, daß ich dies wunderbare und erstaunliche Ereignis erzählt habe."

In vielen anderen Fällen sucht Wilhelm bei der Unmöglichkeit einer natürlichen Erklärung die wunderbaren Ereignisse auf die verborgene Tätigkeit von Dämonen zurückzuführen und sich so auf Grund ihres geheimnisvollen Wirkens die Möglichkeit einer Erklärung zu schaffen.

Wie sich der Chronist diese Dämonenwelt denkt, ersehen wir aus der Geschichte von einem gewissen Ketell, die er als gut verbürgt wiedergibt[4]). Diesem Manne wurde nämlich von Gott die Gabe verliehen, die vielen teuflischen Wesen, die für andere unsichtbar waren, überall zu beobachten, wie sie den Menschen Schaden zu bringen suchten und ihre boshafte Freude zu sehen, wenn ihnen das geglückt war. Wie sie z. B. ein Pferd zum Stolpern bringen und sich besonders darüber freuen, wenn der Besitzer dann auf das Tier losschlägt, um seine Unachtsamkeit zu strafen. Hübsch ist die Erzählung, wie Ketell einst ein Haus betritt, im dem eifrig dem Bacchus gehuldigt wird: hier sieht er, wie die Teufelchen in Gestalt von Affen den Trinkenden überall auf der Schulter sitzen, ihnen beim Trinken in das Glas spucken und sich dann über ihre Trunkenheit freuen. Dieser Dämonen gab es, wie Ketell erzählte, große und kleine.

---

[1]) Vgl. S. 33. 38. 48.

[2]) Hist. 1, 28 (Howlett S. 87).

[3]) Hist. 1, 27 (Howlett S. 84).

[4]) s. zu folgendem Hist. 2, 21 (Howlett S. 151 ff.)

Den großen war von Gott gestattet, schlimmeres Unheil anzurichten, den kleinen waren nur harmlose Neckereien der Menschen erlaubt. Diese konnten sich ihrerseits durch die Anrufung Gottes vor den Dämonen schützen, die den Namen ihres Herrn nicht ertrugen und ihm weichen mußten.

Zuweilen haften einzelne solcher Dämonen einer bestimmten Person an und begleiten sie wie ihr böser Engel überall hin. Das geht aus einer ähnlichen Geschichte hervor, die sich in der Diözese Le Mans abgespielt haben sollte, und die Wilhelm auch als gut verbürgt wiedererzählt[1]). Ein frommer Pilger wird dort plötzlich von einem Dämonen angehalten und nur durch das Dazwischentreten des heiligen Jacobus befreit. Der Heilige fragt den Dämon, wer er sei. Dieser antwortet, er habe im heiligen Lande die Verluste der Christen bewirkt, er habe zwischen den beiden Königen auf dem Kreuzzuge Zwietracht gesät, auf seine Veranlassung schließlich habe der Herzog von Österreich König Richard gefangen genommen, den er auch jetzt noch begleite, und über dessen Schätze und Lagerstatt er wache[2]).

Mit Hilfe dieser phantastischen Dämonenwelt nun sucht Wilhelm gelegentlich die ihm sonst unverständlichen wunderbaren Ereignisse zu erklären. Er deutet die offenbare Wirkung dieser dämonischen Kräfte des öfteren kurz an[3]). An einer Stelle aber, nach dem Bericht von mehreren merkwürdigen Wundern spricht er sich in einem längeren Exkurse über ihre Tätigkeit aus, die er auch in dem Erzählten nachweisen zu können glaubt[4]). Da er hier seine eigenste Ansicht über die

---

[1]) s. Hist. 5, 9 (Howlett S. 434 ff.).

[2]) Eine Anspielung auf Richards ausschweifendes Leben und seine geringe Freigebigkeit. Bezeichnend ist die Bemerkung Wilhelms, der Pilger sei durch Gottes Willen wahrscheinlich nur deswegen in die Hände des Dämonen gefallen, um diese seine Antwort auf die Frage des Heiligen zu hören.

[3]) z. B. Hist. 1, 19 (Howlett S. 61): Fiebant enim haec fantastice per daemones . . . — Hist. 3, 6 (Howlett S. 231) . . . operatione diaboli . . . usw.

[4]) Die zitierte Stelle findet sich am Schluß des schon öfter erwähnten Kapitels „De quibusdam prodigiosis.“ Hist. 1, 28 (Howlett S. 86 f.).

Dämonen darlegt, bei deren Wirken er, so weiten Spielraum er ihnen auch läßt, doch auf das peinlichste die Stellung Gottes und der Kirche gewahrt haben will, so sei es gestattet, diese Stelle wiederzugeben.

Nachdem er betont hat, daß die soeben berichteten Wunder eigentlich keinen Glauben verdienten, wenn die Autorität der Zeugen es nicht forderte, sagt er: „Wenn aber, wie geschrieben steht, die Magier durch ägyptische Sprüche und gewisse Zaubermittel besonders mit Hilfe von bösen Engeln Ruten in Drachen, Wasser in Blut verwandeln und Frösche hervorbringen konnten, so nennen wir sie, wie Augustin sagt[1]), dennoch nicht Schöpfer der Drachen und Frösche, ebensowenig, wie wir den Landmann Schöpfer der Saaten nennen. Denn es ist etwas anderes, eine Kreatur zu schaffen und schöpferisch zu gestalten — das tut Gott allein — oder mit den von ihm verliehenen Kräften und Fähigkeiten dahin zu wirken, daß das Geschaffene so oder so gestaltet werde — das können nicht nur die bösen Engel, sondern auch die bösen Menschen.“ Und indem Wilhelm nun auf die vorher berichteten Wunder das Gesagte praktisch anwendet, fährt er fort: „Wenn so, meine ich, die bösen Engel mit der Erlaubnis Gottes solches vermögen, so ist es nicht wunderbar, wenn sie mit einer Kraft englischer Art auch das, was hier in Frage steht, möglich machen können, wenn ihnen die höhere Gewalt die Erlaubnis dazu gibt: so teils gauklerisches Blendwerk, wie jenes nächtliche Mahl[2]) in dem Hügel, teils in Wirklichkeit, wie jene Hunde[3]), jene Kröte mit der goldenen Halskette[3]), oder jenen Becher[2]), alles Dinge, durch die die Menschen nutzlos in verblüfftes Staunen gesetzt werden. Denn zu gerne richten diese bösen Engel, wenn sie es dürfen, etwas an, durch das die Menschen zu ihrem Verderben getäuscht werden.“

[1]) De Trinitate III. 8. Migne, Patrologia Latina 42, Parisiis 1841.

[2]) Ein Bauer kommt auf seinem nächtlichen Heimweg minus sobrius an einem Hügel vorbei und sieht in demselben ein Gelage abgehalten. In einem Becher wird ihm ein Trunk angeboten, er entflieht aber und nimmt den Becher mit, der später in die Hände des Königs kommt.

[3]) Diese Wundertiere sollten in einem Steinbruch in einen Felsblock eingeschlossen gefunden sein.

Diese phantastischen Ausführungen Wilhelms sind im Interesse seiner Leistungen als Geschichtsschreiber natürlich nur zu bedauern. Aber wir sehen daraus doch sein ehrliches Streben, dem inneren Zusammenhang der Dinge nachzugehen, sein leidenschaftliches Verlangen, zu verstehen und zu begreifen, wo sein anerzogener Autoritätsglaube seinen gesunden Zweifel niederzwang. Daß diese Bestrebungen in so falsche Bahnen geleitet wurden, ist mehr seiner ganzen Zeit anzurechnen, deren Einfluß auch er sich nicht entziehen konnte.

Nicht so deutlich wie bei alten Sagen und Wundererzählungen treten die Spuren von Wilhelms sachkritischer Tätigkeit hervor bei dem Bericht von historischen Tatsachen. Die wenigen vorkommenden Fälle genügen jedoch, um uns zu zeigen, daß er auch bei solchen Berichten diese innere Kritik kannte, und berechtigen uns zu dem Schluß, daß er sie im Laufe der Darstellung noch öfter und auch da anwandte, wo er dem Leser nicht ausdrücklich Rechenschaft darüber gibt.

Wir müssen hier noch einmal auf den schon öfter erwähnten[1]) Bericht von dem Tode des Erzbischofs Wilhelm von York zurückkommen[2]). Man erzählte sich, dieser Kirchenfürst sei (1154) durch Gift gestorben, das man ihm mit dem Abendmahlswein eingeflößt habe. Wie wir sahen, weist Wilhelm diese Erzählung als leeres Gerücht zurück auf Grund der Aussagen eines gut unterrichteten und glaubwürdigen Zeugen, der ihm erklärt, es hätte sich unmöglich jemand in die treugesinnte Umgebung des Erzbischofs einschleichen können, um diese Tat zu wagen. Aber nicht nur dies Gerücht war über dessen Tod verbreitet, es wurde sogar behauptet, Freunde Wilhelms, die an ein Verbrechen glaubten, hätten ihm geraten, Gegengift zu nehmen, aber dieser habe sich hiergegen gesträubt mit der Begründung, daß er nicht irdisches Gegengift auf das himmlische genießen wolle. Diese „Vermutung oder Erfindung“ weist der Chronist von vornherein ab. „Denn“, meint er, „keineswegs ist es zu

[1]) s. oben S. 32. 33. 39 f.

[2]) Vgl. zu folgendem Hist. 1, 26 (Howlett S. 80 f.).

glauben, daß er so etwas gesagt oder getan habe, da er ein weiser Mann war und das göttliche Gebot genau kannte, daß man nicht Gott versuchen darf.“ Außerdem, fährt er fort, habe ein anderer Zeuge auch ausgesagt, daß der Erzbischof auf den Rat der Freunde das Gegengift genommen habe, „was man auch jedenfalls von ihm als von einem weisen Manne annehmen müsse“. Die Aussage des zweiten Zeugen dient hier also als bloße Bestätigung einer von Wilhelm von vornherein gefaßten Meinung. Indem er das von dem Gerücht Behauptete mit der Charakteranlage und dem ganzen Wesen des Erzbischofs für unvereinbar hält, übt er eine Art psychologischer Kritik: ein Mann, der sonst stets in seinen Handlungen so große Weisheit zeigte, konnte auch in diesem einzelnen Falle nicht so töricht sein.

Sonderbar berührt uns eine andere Bemerkung, mit der Wilhelm dem Glauben an eine Vergiftung des Erzbischofs entgegentritt. Der zweite Zeuge hat ihm erzählt, die Freunde des Sterbenden hätten deshalb eine Vergiftung vermutet, weil seine Zähne kurz vor dem Tode allmählich dunkel geworden wären. „Aber hierüber lachen die Ärzte“, meint Wilhelm, „weil die Zähne eines sterbenden Menschen immer dunkel werden.“ Hier macht der Chronist also sogar den Versuch, seine medizinischen Kenntnisse in den Dienst der Kritik zu stellen, einen Versuch, der in dieser Art sich allerdings höchst unglücklich ausnimmt[1]).

Dies ist leider der einzige Fall, wo sich klar zeigt, wie Wilhelm auf Grund einer inneren Kritik die Glaubwürdigkeit einer einfachen Erzählung bezweifelt und angreift[2]). Dagegen

---

[1]) Wie mir Herr Prof. Dr. Meyer-Steineg zu Jena gütigst mitteilte, wird das Dunkelwerden (nigrescere) der Zähne sowohl bei den antiken wie auch mittelalterlichen Ärzten als Zeichen einer Vergiftung und war mit verschiedenen Mineralsalzen angegeben. Außerdem wird aber auch vielfach als Symptom des herannahenden Todes das Offenstehen des Mundes, das Ansetzen von zähem Schleim an die Zähne, und als Folge von beidem auch das Dunkelwerden der Zähne angeführt.

[2]) Eine Art philologischer Kritik übt Wilhelm, wenn er einmal sagt: „In Mesopotamien liegt am Euphrat eine bedeutende Stadt, die zwar gewöhnlich (vulgo) Rohesia, aber richtiger und mit dem alten Namen Edissa genannt wird.“ Hist. 1, 18 (Howlett S. 58).

läßt sich an einigen Stellen erkennen, wie er sich bei dem Vorhandensein mehrerer abweichender Quellenberichte mit Hilfe einer Art psychologischer Kritik für eine der Lesarten entscheidet.

Der Chronist erzählt[1]), wie Philipp August seine vorzeitige Rückkehr aus dem heiligen Lande damit begründete, daß er das Klima und die Kriegszeit nicht vertragen könne. Sehr viele aber, meint er, legten seine Abfahrt anders und vielleicht richtiger (forte verius) aus. Diese sahen nämlich einerseits die Ursache in dem Tode des Grafen Philipp von Flandern († 1. Juni 1190), auf dessen Gebiet der König Absichten hätte, andererseits meinten sie, Philipp August habe den Vorrang Richards im Ruhm und im Ansehen nicht mehr ertragen können und habe deswegen jenen Grund vorgeschützt. Es entspricht dem ganzen Urteil Wilhelms über diesen französischen König, wenn er der Ansicht dieser Gewährsmänner, vor allem in dem letzteren, beipflichtet; denn, wie wir sehen werden[2]), beurteilt er die ganze Politik desselben während des Kreuzzuges und später als den Ausfluß eines unauslöschlichen Hasses gegen Richard, der eben einem solchen Gefühl des Neides gegen den Nebenbuhler entsprang[3]).

Wilhelm erzählt[4]), wie im Jahre 1190, als überall in England die Judenverfolgungen im Schwange waren, auch in York sich eine Verschwörung gegen sie bildete, die besonders aus ihren Schuldnern und aus raubgierigen Provinzialen bestand. Die Verfolgung selbst begann in einer Nacht, in der ein größerer Teil der Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Wilhelm bemerkt hier, daß dies Feuer vielleicht zufällig entstanden sei,

---

[1]) Vgl. zu folgendem Hist. 4, 22 (Howlett S. 356 f.).

[2]) s. S. 112f.

[3]) Vgl. hier auch eine Stelle Hist. 4, 25 (Howlett S. 366), wo Wilhelm unter dem Jahre 1192 von Philipp August sagt: Cumque in propriis esset finibus tam longe a Syria constitutus, illius (Richard) in Oriente consistentis vel frustra timebat vel potius se, ad augendam invidiam, timere fingebat insidias.

[4]) Vgl. zu folgendem Hist. 4, 9 (Howlett S. 313 f.).

wahrscheinlicher sei aber, daß es die Verschwörer angelegt hätten, um bei ihrem Plündern und Rauben ungehindert zu sein. Auch hier entscheidet der Chronist sich für die Ansicht seiner Gewährsmänner, die ihm nach der Lage der Dinge die wahrscheinlichere scheint.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung über Wilhelms Sachkritik kurz zusammen: Er ist von der Ungeschichtlichkeit der alten bretonischen Sagen von Arthur und Merlin völlig überzeugt und betont sie mit der größten Schärfe. Die unhistorische Art Gottfrieds von Monmouth, der diese Sagen als wahre Geschichte wiedergibt, weist er im einzelnen nach auf Grund einer chronologischen und geographischen Kritik. Gegen die Heiligenwunder trägt Wilhelm eine offenbare Geringschätzung zur Schau. Bei Berichten von anderen wunderbaren Ereignissen sucht er mit dem größten Eifer nach einer Erklärung. Gelegentlich gelingt es ihm, sie auf natürliche Vorgänge zurückzuführen und ihnen den Schein des Wunderbaren zu nehmen, den sie sicher in den Augen der meisten seiner weniger aufgeklärten Zeitgenossen hatten. Wo ihm aber wegen ihrer Ungeheuerlichkeit eine solche Erklärung nicht möglich ist, kostet es ihn eine ungeheure Überwindung, an ihre Wahrheit zu glauben. Seine gesunden, stark hervortretenden Zweifel werden niedergezwungen durch seinen Autoritätsglauben. Indem er dann bei seinem heißen Drange nach Erkennen auch hier eine Erklärung sucht, kommt er, irregeleitet durch den Dämonenglauben seiner Zeit, zu einer phantastischen Deutung, wobei er in ihnen das geheimnisvolle Wirken dieser teuflischen Wesen sieht.

Es läßt sich erkennen, wie der Chronist die Berichte von historischen Tatsachen auf ihre Glaubwürdigkeit prüft mit Hilfe einer psychologischen Kritik. In einem Falle stellt er seine medizinischen

Kenntnisse in den Dienst seiner kritischen Forschung. Es zeigt sich, wie er bei mehreren einander widersprechenden Quellenangaben für die psychologisch-wahrscheinlichere die Entscheidung trifft.

So überragt Wilhelm mit seinen kritischen Fähigkeiten vielfach weit die Geschichtsschreibung seiner Zeit. Wir sehen, wie ein frischer Luftzug modernen Denkens durch das ganze Werk geht, der nur im einzelnen durch die Stickluft mittelalterlicher Unkritik niedergehalten werden kann.

Auswahl und Anordnung des Stoffes.

Nach den voraufgegangenen Erörterungen über Wilhelms geschichtliche Forschung gilt es jetzt ferner zu untersuchen, wie der Chronist der zweitwichtigsten Aufgabe des Geschichtsschreibers nachkommt, d. h. nach welchen Grundsätzen er das auf seine Glaubwürdigkeit geprüfte und gesichtete Material zur Darstellung bringt.

Vor allem drängt sich die Frage auf: Trifft Wilhelm eine Auswahl in dem ihm zu Gebote stehenden Stoffe, und wie trifft er sie? An zwei Stellen in seinem Werke[1]) betont Wilhelm bei den alten Geschichtsschreibern, daß sie nicht nur das „Erwähnenswerte", sondern auch das „Mittelmäßige" in ihre Schriften aufnahmen. Indem er diese Eigenschaft an ihnen als etwas Besonderes hervorhebt, stellt er sich zu ihrer Art der geschichtlichen Darstellung offenbar in bewußten Gegensatz. Andererseits weist Wilhelm am Anfang seines Werkes[2]) darauf hin,

---

[1]) Prooem. (Howlett S. 17), zitiert S. 26. Hist. 5, 24 (Howlett S. 477) . . . in libris veterum . . ., quibus utique ingens studium fuit memorabilia quaeque literis mandare. Cum enim quaedam etiam modica conscribere nequaquam neglexerint . . .

[1]) s. Epistola: . . . rerum memorabilium, quae nostris temporibus copiosius provenerunt. — S. Prooem. (Howlett S. 18): Nostris autem temporibus tanta et tam memorabilia contigerunt, ut modernorum negligentia culpanda merito censeatur, si literarum monumentis ad memoriam sempiternam mandata non fuerint.

daß gerade seine Zeit eine schriftliche Darstellung verdiene, ja fordere, weil sich in ihr soviel „Erwähnenswertes“ zugetragen habe. Wir stellen diese Bemerkungen Wilhelms nebeneinander und sehen, daß er nicht in der größtmöglichen Vollständigkeit das Ideal der geschichtlichen Darstellung erblickt, sondern in einer Auswahl des Erwähnenswerten.

Welche Umstände sind für ihn nun aber bei der Wertung eines Ereignisses ausschlaggebend, wodurch erschien es ihm „erwähnenswert“? Wir sahen oben[1]), wie Wilhelm mit seiner Historia vor allem einen sittlich erbauenden, andererseits einen praktisch belehrenden Zweck verfolgt. Dennoch täte man ihm m. E. bitter Unrecht, wollte man annehmen, daß er die Ereignisse nach ihrer Verwendbarkeit für diese Zwecke wertete und nach diesem Gesichtspunkt seinen Stoff auswählte, wie etwa manche Vitenschreiber des Mittelalters[2]). Die höhere Absicht seiner Geschichtsschreibung tritt weniger hervor in der Auswahl des Stoffes, als in der Art, wie er ihn wiedergibt, in jener ihm eigenen Art der Wertbeurteilung, auf die wir im folgenden noch zu sprechen kommen werden[3]).

Allerdings fügt Wilhelm in die Darstellung gelegentlich kleine Geschichtchen[4]) ein, bei denen der rein pragmatische Zweck klar hervortritt. Er selbst deutet ihn oft ausdrücklich an[5]). Aber daß Wilhelm diese Erzählungen, die er meist in besonderen Kapiteln wiedergibt, selbst nur als Einschiebsel betrachtet, geht deutlich aus den Bemerkungen hervor, mit denen er sie fast stets einleitet oder schließt. So fügt Wilhelm eine Erzählung von Raimund Trencavel, einem Vicegraf von

---

[1]) s. S. 21 ff.

[2]) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt Schulz, 67—83.

[3]) s. S. 72 u. S. 123 ff.

[4]) Dahin sind außer den zitierten z. B. zu rechnen: Hist. 1, 24; 2, 20. 21; 5, 6. 9. 33 (Howlett S. 73 ff., 149 f., 151 ff., 424 ff., 434 ff., 497 ff.)

[5]) Vgl. z. B. zu Hist. 1, 24 den Schluß des Kapitels vorher: Quae utique silentio praeteriri non debent: ut cognoscant et posteri quomodo in homine illo glorificatus sit, Qui superbis resistit, et humilibus dat gratiam. Oder s. bei Hist. 5, 33 den Beginn des Kapitels: . . . ad notitiam et cautelam posterorum.

Béziers — offenbar in erbaulicher Absicht[1]) — ein, „weil gerade die Rede von ihm sei", und er schließt sie mit den Worten „His explicitis . . . ad susceptae historiae seriem redeamus". Fast mit der gleichen Wendung endet er einige Wundergeschichten, die er auch, „da sich die Gelegenheit biete, in die geschichtliche Darstellung einschieben will"[2]).

Derartige Stellen begegnen bei den meisten dieser kleinen Erzählungen: sie klingen gleichsam wie eine Entschuldigung und so, als wollten sie diese Unterbrechungen der eigentlichen Geschichte rechtfertigen. Bei der Sammlung dieses Hauptstoffes ist Wilhelm also keineswegs danach gegangen, ob er für seine praktischen Zwecke verwendbar war oder nicht. Es wäre ein Unding, wollte man das „erwähnenswert" so verstehen.

Vergegenwärtigen wir uns hier einmal die Zeit, die Wilhelm erzog, und in der er lebte. Es war ein für England großes und bedeutendes halbes Jahrhundert. Der Chronist sah den glänzenden Aufstieg der Anjous unter Heinrich II., der mit seiner überragenden Machtstellung den ganzen europäischen Westen beherrschte[3]). Er war dann Zeuge, wie diese Macht allmählich dahinschwand: als er sein Werk begann, stand er noch unter dem frischen Eindruck von Richards Kreuzzug und seiner für England so unseligen Gefangenschaft. Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir annehmen, daß er vor allem hieran dachte, wenn er schreibt, daß sich tanta et tam memorabilia in seiner Zeit zugetragen habe. Und ich meine, eine solch stürmische und politisch bewegte Zeit, in der die Wellen eines so spezifisch

---

[1]) s. Hist. 2, 11 (Howlett S. 126 ff.). Der Chronist nennt den Helden dieser Geschichte fälschlich Wilhelm Trencavel (s. Howlett S. 125 Anm. 4). Die erbauliche Absicht geht deutlich hervor aus dem Anfang des Kapitels: . . . silendum non est . . . quam levis occasio piaculare peperit scandalum, et quam terribile subsecutum sit inauditae ultionis exemplum.

[2]) Vgl. Hist. 5, 24 (Howlett S. 477): Duo tantum recentis memoriae supra memoratis annectere, et nostrae historiae, quoniam se praebet occasio, ad posterorum cautelam inserere libet.

[3]) Vgl. A. Cartellieri: Die Machtstellung Heinrichs II. von England. Neue Heidelberger Jahrbücher 8 (1899), 269—283.

englischen Ereignisses ihre Kreise fast über den ganzen europäischen Kontinent zogen, war ganz dazu angetan, einem so klugen und geistreichen Manne wie Wilhelm den Blick zu weiten und zu öffnen für die historische Bedeutung eines großen politischen Geschehnisses.

Und daß Wilhelm in diesem Sinne das Material zu seiner „Englischen Geschichte" sammelte und wertete, beweist der tatsächlich dargebotene Stoff. Denn im Vordergrunde der Darstellung stehen ohne Zweifel die großen politischen Aktionen, die weite Massen bewegen, und die von den großen Männern der Geschichte geleitet werden. Das Groß-politische, das Staatliche bildet das feste Gerippe, an das sich alles andere angruppiert. Die Historia verrät durchaus nicht den engen Gesichtskreis eines kurzsichtigen Mönches: Wilhelm hält sich von Lokalgeschichte fast völlig frei[1]), und mit den kleinen Leiden und Freuden seines Klosters verschont er uns im Gegensatz zu vielen mönchischen Geschichtsschreibern seiner Zeit ganz. Überhaupt tritt die Schilderung der klein-kirchlichen Verhältnisse viel mehr in den Hintergrund, als wir bei einem mönchischen Verfasser erwarten sollten[2]). Und daß auch die Wundererzählungen eigentlich nicht in sein Werk hineingehören, scheint Wilhelm selbst empfunden zu haben. Das zeigt sich, wenn er z. B. nach mehreren solchen Geschichten wieder die Darstellung der großen politischen Ereignisse beginnt mit einer Phrase wie: Ut autem jam ad seriem historicae narrationis redeam usw.[3]). So ist es Wilhelm ohne Zweifel im ganzen gelungen, den richtigen Maßstab für das wirklich Bedeutende zu gewinnen.

Neben diesen Auswahlprinzipien, die den Chronisten im großen bei der Darstellung leiten, treten im einzelnen einige mehr stilistische Gesichtspunkte als bestimmend hervor.

[1]) Hierhin zu rechnen sind vielleicht Hist. 1, 14. 15 (Howlett S. 49 ff.), wo Wilhelm von der Gründung Newburghs und einiger benachbarter Klöster berichtet. In den späteren Teilen begegnen solche Berichte rein lokalgeschichtlicher Natur nicht mehr.

[2]) Vgl. hierzu auch Pauli a. a. O. S. 223.

[3]) Hist. 1, 24 (Howlett S. 87). Eine ähnliche Stelle begegnet Hist. 5, 25 (Howlett S. 482).

Nach zwei Erzählungen von umherwandernden Toten bemerkt Wilhelm[1]): „Wenn ich alles erzählen wollte, was sich, wie ich erfahren habe, an derartigem in unseren Zeiten zutrug, so würde das gleich mühevoll und lästig sein.“ Er berichtet darauf nur noch zwei solche Geschichten und beschränkt sich also in der Darbietung des ihm zur Verfügung stehenden Materials, weil er den Leser nicht langweilen und durch Wiederholungen ermüden will. Gerade bei Wundererzählungen tritt dieses Streben nach Kürze noch des öfteren hervor[2]), so zeigt es sich auch, wenn er derartige Geschichten nicht in voller Ausführlichkeit nacherzählt[3]).

Eine besondere Eigenheit Wilhelms, die auch bei der Auswahl seines Stoffes nicht ohne Bedeutung ist, ist sein Bestreben, das Berichtete immer in einen größeren Zusammenhang einzufügen, ihm den historischen Hintergrund zu geben. So kommt er bei der Schilderung eines Ereignisses oft des längeren auf seine Vorgeschichte und auf die frühere Entwicklung der beteiligten Personen zu sprechen. Als er z. B. die Eroberung Siziliens durch Heinrich VI. erzählen will, meint er, damit dies besser dargestellt würde, müsse man in den Ereignissen weiter zurückgehen, und er beginnt dann eine kurze Geschichte Siziliens mit Robert Wiskard[4]). Als er den Einfall der Mauren in Spanien

[1]) Hist. 5, 24 (Howlett S. 477).

[2]) Hist. 1,28 (Howlett S. 84) beginnt: Alia quoque aeque mira et prodigiosa nostris temporibus contigerunt, e quibus pauca retexam.

[3]) Hist. 1, 27 (Howlett S. 84) sagt er von den grünen Kindern: Haec et multa alia, quae retexere longum est, . . . respondisse feruntur. Vgl. ähnlich Hist. 2, 21 (Howlett S. 151): De quo sane plura memorabilia . . . mihi . . . innotuere . . ., e quibus pauca retexam.

[4]) Hist. 5, 7 (Howlett S. 428). Ganz ähnlich leitet Wilhelm Hist. 3, 10 (Howlett S. 240 f.) eine kurze Geschichte des Königreichs Jerusalem ein. Er berichtet, daß 1184 der Patriarch Heraclius hilfesuchend nach England kam und fährt darauf fort: Ut autem hae causae melius elucescant, a tempore regis Amalrici, quem superior sermo non tacuit, res Jerosolymitanas sub brevitate transcurrimus. Das Streben nach Kürze, das Wilhelm hier zeigt, hat offenbar seinen Grund darin, daß ihm das Berichtete der englischen Geschichte zu fern zu liegen scheint. Aus demselben Grunde deutet er eine verkürzte Darstellungsweise an Hist.

im Jahre 1195 schildert, sagt er, er wolle über den Ursprung und die Entwicklung dieses Volkes einiges berichten um derentwillen, die vielleicht keine Kenntnis davon hätten, und er gibt dann eine ausführliche Geschichte Mohammeds und des Islams[1]).

So kommt Wilhelm besonders durch dieses Streben nach einem größeren zusammenfassenden Bilde vielfach dazu, auch Ereignisse, die der speziell englischen Geschichte ferner liegen, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Bei den innigen Beziehungen seines Vaterlandes zu Frankreich geht er natürlich auf die französischen Verhältnisse des öfteren ein, ebenso berichtet er ausführlich über die Ereignisse im heiligen Lande. Aber auch die deutschen und italienischen[2]) Verhältnisse berührt er und gibt gelegentlich Ausschnitte der norwegischen[3]), spanischen[4]) und byzantinischen Geschichte[5]).

Welchen Wert Wilhelm darauf legt, seinen Lesern ein in sich geschlossenes Ganzes zu bieten, zeigt sich auch darin, daß er sein Werk eindrucksvoll mit der normannischen Eroberung beginnt und dann in den ersten drei Kapiteln kurz die Grundlagen skizziert, auf denen sich die spätere englische Geschichte (nach 1135) aufbaut, die er eigentlich behandeln will.

Dieses Streben nach einem in sich geschlossenen Bilde ist vor allem auch von Bedeutung für die Anordnung, die Wilhelm seinem Stoffe gibt. Im großen bewahrt er freilich die chronologische Anordnung, den ordo historiae. Häufig verweist er in seiner Darstellung auf Späteres mit einer Wendung

---

3, 4 (Howlett S. 224), wo er von den späteren Schicksalen der Agnes, der nach Konstantinopel verheirateten Tochter Ludwigs VII., berichtet. (. . . cui nimirum qualia provenerint libet paucis exponere).

[1]) Hist. 5, 13 (Howlett S. 447). Ganz ähnlich leitet Wilhelm eine kurze Geschichte Irlands ein. s. Hist. 3, 9 (Howlett S. 237).

[2]) Vgl. z. B. Hist. 2, 8 (Howlett S. 115), wo Wilhelm über die Kämpfe Barbarossas in Oberitalien berichtet.

[3]) Vgl. z. B. Hist. 3, 6 (Howlett S. 228 ff.).

[4]) Vgl. z. B. Hist. 5, 13 (Howlett S. 445).

[5]) Vgl. z. B. Hist. 3, 4 (Howlett S. 224 f.)

wie „ut suo loco dicetur“[1]); er bricht den nur andeutungsweise gegebenen Bericht von einem Ereignis ab mit den Worten „quod nimirum plenius exponendi suum in ordine historiae locum habebit“[2]); oder er stellt z. B. die eingehendere Erzählung eines Kirchenstreites in Aussicht, indem er sagt „cujus initium, progressum et exitum contextim exponere commodior locus erit“[3]). So sucht er im allgemeinen die zeitliche Anordnung zu wahren. Aber die ganze Anlage des Werkes macht es ihm unmöglich, sich sklavisch daran zu binden. Schon dadurch, daß er seinen Stoff in einzelnen mit einer zusammenfassenden Überschrift versehenen Kapiteln darbietet, stellt er sich in einen schroffen Gegensatz zu den mittelalterlichen Annalenwerken, die die wichtigen Ereignisse eines jeden Jahres in buntem Durcheinander und meist ohne jede innere Verknüpfung zusammenstellen.

So ist die zeitliche Folge der Ereignisse wohl im großen und ganzen maßgebend bei der Anlage des Werkes, aber nicht viel anders als bei einer modernen Geschichtsdarstellung: durch den höher gestellten sachlichen Zusammenhang wird die chronologische Ordnung im einzelnen immer unterbrochen. Besonders durch die schon erwähnte Art Wilhelms, bei dem Bericht eines Ereignisses rückblickend seine Vorgeschichte einzufügen, wird natürlich jede zeitliche Ordnung über den Haufen geworfen. Auch dadurch, daß er oft dem Gang der geschichtlichen Dinge gleichzeitig auf verschiedenen Schauplätzen folgen muß, wird er gezwungen, sie zu durchbrechen. Nachdem er z. B. König Richard nach Sizilien begleitet und die Lage der Dinge im heiligen Lande geschildert hat, wendet er sich in einem anderen Kapitel wieder den englischen Verhältnissen zu, und es klingt ganz wie ein Satz aus einer modernen Darstellung, wenn er am Eingang desselben sagt[4]): „Wir müssen

[1]) z. B. Hist. 1, 4 (Howlett S. 32): . . . ut plenius suo loco dicetur. — Hist. 1, 26 (Howlett S. 82): Et de hoc quidem plenius suo loco dicemus usw.

[2]) Hist. 4, 3 (Howlett S. 302).

[3]) Hist. 4, 40 (Howlett S. 403).

[4]) Hist. 4, 14 (Howlett S. 331).

unsere Blicke jetzt vom Orient ab- und wieder dem Occident zuwenden und sehen, wie während der Abwesenheit des Königs die Sachen in England standen.“

So gibt Wilhelm im einzelnen immer dem inneren Zusammenhang der Ereignisse vor ihrer strengen zeitlichen Folge den Vorzug, und zweifellos gewinnt sein Werk dadurch bedeutend an leichter Lesbarkeit und Flüssigkeit der Darstellung, die andernfalls notwendig etwas Hölzernes und Schwerfälliges bekommen würde. Und damit kommen wir auf die Darstellungsgabe und die stilistischen Fähigkeiten Wilhelms überhaupt zu sprechen.

Wilhelms Darstellungsgabe und Stil.

Wie Wilhelm selbst die mehr oder minder gute Form bei einer geschichtlichen Darstellung bewertet, ersehen wir aus einigen seiner Äußerungen in der Epistola und im Prooemium. Als er im letzteren das Werk Gildas erwähnt, sagt er, er habe es zufällig in die Hände bekommen; denn man fände es selten, und wenige ließen es sich angelegen sein, es abzuschreiben oder zu besitzen, weil dieser Geschichtsschreiber in der Rede völlig ungeschliffen und ungenießbar sei[1]). An einer anderen Stelle faßt er sein Urteil über die Geschichtsschreiber nach Beda zusammen, indem er meint, sie seien jenem wenig zu vergleichen, dennoch wegen ihrer frommen und treuen Mühe zu loben, wenn auch weniger wegen einer beredten Erzählungsweise[2]). Wilhelm will einer geschichtlichen Darstellung also nur dann uneingeschränktes Lob erteilen, wenn sie auch in ihrer Form gut, d. h. wenn sie leicht und elegant geschrieben ist. Können wir so von vornherein annehmen, daß er sein möglichstes tun wird, auch die eigene Geschichte in eine gute Form zu bringen, so spricht er auch selbst diese Absicht aus in der Epistola. Er sagt hier, Abt Ernald habe ihm zur Aufgabe gemacht, sich über die geschichtlichen Ereignisse bis zur Gegen-

[1]) Prooem. (Howlett S. 11).
[2]) Prooem. (Howlett S. 18).

wart so auszulassen, „daß der Geist sich an dem leicht geschriebenen Werk erholen könne"[1]).

Das Streben, unterhaltend zu sein und nicht zu langweilen, leuchtet andererseits auch deutlich hervor aus vielen in die Darstellung eingestreuten Bemerkungen, die seine stete Rücksichtnahme auf den Leser verraten. Wir sahen z. B., wie er sich in den späteren Teilen seines Werkes gelegentlich entschuldigt, daß er wegen der Nachwelt so ausführlich über diese Dinge berichten müsse, die ja den Zeitgenossen genugsam bekannt seien[2]); wie er des öfteren, eben um den Leser nicht zu langweilen und durch Wiederholungen zu ermüden, eine Auswahl in dem ihm zu Gebote stehenden Stoffe trifft und einer knapperen Kürze vor gar zu großer Ausführlichkeit den Vorzug gibt[3]).

Inwieweit ist dieses deutlich hervortretende Streben des Chronisten nach einer gefälligen Form der Darstellung von Erfolg gekrönt? Es muß einem Fachmann überlassen bleiben, über die Latinität Wilhelms eine eingehende Untersuchung anzustellen und zu prüfen, wie weit sich in seinem Werke der Einfluß ihm bekannter klassischer Muster bemerkbar macht. Nur das sei erwähnt, daß er sicher Virgil und Horaz, wahrscheinlich aber auch Cicero und Livius kannte und von ihnen lernte[4]). Im allgemeinen muß man daher wohl Cave zustimmen, wenn er in seiner Historia Literaria von ihm sagt[5]): „Stylus

---

[1]) Die Stelle lautet: Nunc autem cum cauta discretio vestra, non altis scrutandis, mysticisque rimandis insistere, sed in narrationibus historicis praecipiat spatiari ad tempus, tanquam pro quadam ex facilitate operis recreatione ingenii, multo magis excusandi mihi occasio tollitur. Die Stelle zeigt, daß man — offenbar im Gegensatz zu philosophischen und theologischen Arbeiten — die Abfassung geschichtlicher Werke für verhältnismäßig leicht hielt.

[2]) s. S. 19 Anm. 5.

[3]) s. S. 62.

[4]) Howlett, Einleitung 1, S. XXV.

[5]) Guilelmus Cave, Scriptorum ecclesiasticorum Historia Literaria, Genevae MDCXCIII, 480. — Howlett a. a. O. S. XXIV f. bemerkt: Many passages yield in force and elegance to the work of no writer of that age, and the whole is singularly free from mediaevalisms. The author is perhaps

est Guilelmo satis Latinus, satis nitidus, longe purior quam quo Scriptores nostri coaetanei uti solebant.“

Für den literarischen Wert der Historia ist es von Bedeutung, daß sie in kurzer Zeit niedergeschrieben wurde: so erscheint sie wie aus einem Guß[1]), der inneren Beziehungen sind ungemein viele, und die Sprache bleibt in der ganzen Darstellung dieselbe. Sie ist im ganzen klar und leichtverständlich, aber nicht nüchtern. Wilhelm belebt die Erzählung häufig durch direkte Rede, rhetorische Fragen und Interjektionen. Zur rednerischen Ausschmückung dienen ferner Sentenzen vor allem aus der heiligen Schrift, die er einfach zitiert oder auch in den Text verarbeitet. Auch Zitate aus alten Schriftstellern begegnen des öfteren, besonders eben aus Horaz und Virgil. Gelegentlich wird Wilhelms Ausdrucksweise poetisch und bilderreich, und zuweilen erhebt sich seine Sprache sogar zu einem höheren Schwung, besonders beim Ausdruck des Schmerzes. So, wenn er beim Bericht vom dritten Kreuzzug über den Zwist der beiden Könige, den Krebsschaden der christlichen Sache, ein langes Klagelied anhebt, und, indem er Gott selbst apostrophiert, darüber jammert, daß er dies verderbliche, vom bösen Feinde gesäte Unkraut des Neides und der Streitsucht auf seinem guten Acker, in den Herzen dieser beiden Fürsten habe aufkommen lassen[2]). Solche Stellen zeigen hier wie anderwärts den Theologen.

Die Wortspiele, durch die Wilhelm, dem Zeitgeschmacke folgend, gelegentlich zu glänzen sucht, erscheinen uns meist platt und gekünstelt. So, wenn er etwa von einem vornehmen Juden, der bei einer Verfolgung umkam, sagt[3]): „Er

a little fond of introducing rare words and startling constructions, and frequently shows that his classical reading has been quite as much among poets as among prose writers.

[1]) Wie Wilhelm andererseits durch die Auswahl des Stoffes und durch seine Anordnung nach einem in sich geschlossenen Ganzen strebt, sahen wir im vorhergehenden Abschnitt.

[2]) Hist. 4, 21 (Howlett S. 353): Domine Jesu, seminator bone . . . usw.

[3]) Hist. 4, 9 (Howlett S. 313). Ähnlich Hist. 2, 9 (Howlett S. 119), wo er von Papst Victor IV. sagt: Victor dictus est, victi dedecus habiturus.

hieß Benedictus, erschien aber als Maledictus." Auch die vielen biblischen Parallelen, mit denen er aufwartet, sind wenig nach unserem Sinn. Wir erkennen in ihm den Geistlichen, wenn er den frommen König David von Schottland dem biblischen David vergleicht. Geschraubt aber klingt es, wenn er diesen Vergleich nun weiter ausführt, wenn er für die Verfehlungen des alttestamentlichen David nach ähnlichen Momenten im Leben des Schottenkönigs sucht, ja, wenn er einen räuberischen Bischof die Stelle eines Absalom einnehmen läßt[1]).

Empfänglicher dagegen sind wir dafür, wenn Wilhelm unser Interesse für die Eroberung Irlands zu wecken versucht, indem er im Tone eines geistreichen Plauderers auf die „wunderbare" Tatsache aufmerksam macht, daß diese Insel von all den fremden Einfällen, die das nahe England über sich ergehen lassen mußte, verschont blieb und erst 1171 zum ersten Male den Fuß des fremden Eroberers spürte[2]). In einer gewissen geistreichen Plauderei ist Wilhelm überhaupt Meister. Auch hier merken wir ihm allerdings häufig den Theologen an, z. B. an der Art, wie er sich und dem Leser zu erklären sucht, warum Gott 1187 das heilige Land an die Heiden gab, und warum er auch dem dritten Kreuzzuge keinen Erfolg schenkte[3]). Er meint nämlich, die vielen Tausende, die auf der Kreuzfahrt gestorben seien, hätten freilich für die Wiederaufrichtung des irdischen Jerusalem umsonst gekämpft, aber sie seien alle gleichsam als lebendige Bausteine zu dem Bau des himmlischen Jerusalem in das Jenseits gekommen. Schon in den nächsten fünf Jahren nach dem Verlust des heiligen Landes seien so viele zu frommer Tat angetrieben und in das Himmelreich eingegangen, wie vorher in vielen langen Jahren nicht. In dieser weisen Absicht also habe Gott das Unglück über die Christen gebracht.

Gelegentlich sucht Wilhelm durch eine geistreiche Prägnanz des Ausdruckes zu glänzen. Er charakterisiert z. B. die Streit-

---

[1]) Hist. 1, 23 (Howlett S. 72).

[2]) Hist. 2, 26 (Howlett S. 116).

[3]) Hist. 4, 30 (Howlett S. 379 f.). S. auch Hist. 4, 28 (Howlett S. 374 f.).

sache zweier Kirchenfürsten: „Ille, ut praeesset; iste, ne subesset; neuter vero, ut prodesset[1])“. Über den Ausgang eines ähnlichen Streites, der mit einer Appellation an Rom endete, bemerkt er lakonisch: „Et alter quidem in causa praestantior, neuter vero inexhausto sacculo, reversus est[2]).“ Aus dieser Stelle sehen wir schon, daß Wilhelm auch die Ironie nicht fremd ist. Daß er sie in aller Schärfe zu handhaben versteht, zeigt die Art, wie er von dem alten, aber so eitlen Bischof Hugo von Durham († 1195) erzählt, der seine für den Kreuzzug gesammelten Schätze lieber dazu verwandte, sich die Grafschaft Northumberland zu kaufen. Der Bischof entschuldigte sich beim Papste mit seinem Alter, während er doch, wie der Chronist beißend bemerkt, eigentlich hätte sagen sollen: „Ich habe mir eine Grafschaft gekauft und kann nicht nach Jerusalem kommen: ich bitte dich, entschuldige mich[3]).“

Auch für den harmloseren Humor hat Wilhelm Sinn. Mit Vergnügen erzählt er, wie Richard Löwenherz sich selbst über denselben alten Bischof, der in die Falle gegangen war, lustig macht und scherzend meint[4]): „Mit wunderbarer Zauberkraft habe ich aus dem alten Bischof einen jungen Grafen gemacht“; oder wie derselbe König dem gefangenen Herrscher von Cypern zu begegnen weiß, der behauptet, daß er, in Eisen gefesselt, bald sterben werde: er läßt ihn mit silbernen Ketten fesseln[5]). Der Schalk scheint Wilhelm doch auch im Nacken zu sitzen, wenn er von dem Abfall Jung Heinrichs berichtet und sich die große Anhängerschaft des abtrünnigen Sohnes nur mit dem alten Worte erklären kann: „Die Dummen werden nicht alle[6]).“

---

1) Hist. 4, 27 (Howlett S. 371).

2) Hist. 1, 10 (Howlett S. 43 f.).

3) Hist. 4, 5 (Howlett S. 305).

4) Ebenda.

5) Hist. 4, 20 (Howlett S. 351). Wilhelm läßt Richard antworten: „Bene loquitur, quia nobilis est, et mori eum nolumus: sed ut vivat innoxius argenteis astringatur catenis.“

6) Hist. 3, 7 (Howlett S. 234): „Stultorum infinitus est numerus“. Wilhelms Sinn für Humor zeigt sich auch Hist. 5, 6 (Howlett S. 424 ff.).

Wahre Glanzpunkte der Darstellung sind Wilhelms Charakterschilderungen. Mit ein paar scharfen Strichen zeichnet er z. B. treffend das Porträt Ludwigs VII.[1]), und durch ein liebevolles Eingehen auf die individuellen Eigenheiten Heinrichs II. gelingt es ihm, auch von diesem Herrscher dem Leser ein eindrucksvolles Bild zu entwerfen[2]).

Als besonders gut gelungene Ereignisschilderung voll dramatischen Aufbaus und plastischer Ausgestaltung ist vielleicht an erster Stelle der Bericht von den englischen Judenverfolgungen zu nennen[3]). Daß Wilhelm aber auch als Zustandsschilderer groß ist, zeigt z. B. das kurze Kapitel, in dem er mit wenigen Worten die politische Lage während der unglücklichen Regierung Stephans zeichnet und uns ein treffliches Bild dieses Zustandes der allgemeinen Anarchie entwirft[4]). So kann eine Kennerin der englischen Geschichte dieser Zeit von diesem Kapitel sagen: „Es ist von größerem wirklichen historischen Wert als das ganze Chaos von einzelnen verstreuten Tatsachen, die die Chronisten uns nur zu geben vermögen. Er [Wilhelm] allein läßt uns einen Sinn und eine Moral in ihnen entdecken[5]).“

Und hiermit berühren wir schon das, wodurch sich die Darstellungsweise Wilhelms in erster Linie vor der vieler seiner Zeitgenossen auszeichnet, und was mehr als aller rednerischer Schmuck auch in unseren Tagen die Historia noch so lesbar macht. Wie hier begnügt sich Wilhelm in den wenigsten Fällen damit, die nackten Tatsachen, von denen ihm seine Quellen berichten, einfach ohne jeden Kommentar wiederzugeben.

H. v. Sybel sagt in einem seiner Vorträge[6]) über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft: „Die Quellenkritik, gerade

---

[1]) Hist. 3, 4 (Howlett S. 223).

[2]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280 ff.).

[3]) s. Hist. 5, 1. 7. 8. 9. 10 (Howlett S. 293 ff. und S. 308 ff.).

[4]) Hist. 1, 22 (Howlett S. 69 f.).

[5]) Norgate, Angevin Kings 2, 444.

[6]) H. v. Sybel, Drei Bonner Historiker. Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874, S. 27.

wenn sie gewissenhaft und methodisch gehandhabt wird, kann ihrer Natur nach nur den Bestand der einzelnen Tatsachen ermitteln: dann erst erscheint aber die eigentliche Aufgabe des Historikers, aus dem äußeren Bestande auf den inneren Gehalt dieser Fakta zu schließen, ihren geistigen Zusammenhang festzustellen und so zu ihrer sittlichen Würdigung zu gelangen." Mit vollem Recht könnte man mutatis mutandis[1]) hiermit auch die Darstellungsweise Wilhelms charakterisieren. Er faßt seine Aufgabe tiefer als die meisten der zeitgenössischen Geschichtsschreiber, indem er in weitem Maße jene geistige Tätigkeit übt, die man schöpferische Verknüpfung[2]) genannt hat. Er lebt sich völlig in das Ereignis hinein und verarbeitet es in seinem Geiste, ehe er es, mit den eigenen Gedanken und Urteilen versetzt, seinen Lesern darbietet: in diesem Sinne ist die Historia in hohem Maße subjektiv, und Wilhelm übt darin eine weitgehende geschichtliche Reflexion.

An anderer Stelle[3]) wiesen wir schon auf seine eindringende Motivenforschung hin: So sucht er überall die innersten Ursachen der berichteten Ereignisse zu erkennen und ihre kausalen Zusammenhänge aufzudecken. So gelingt es ihm auch, bei einem Bericht das Nebensächliche von dem Wichtigen zu scheiden, den springenden Punkt darin zu erkennen und genügend zu betonen, wie es z. B. gerade in jenem Kapitel[4]) über die unglückliche Regierung Stephans hervortritt. Dieser seiner Betrachtungsweise verdanken wir auch die trefflichen Charakteristiken in seinem Werk: indem er die Handlungen einer Persönlichkeit psychologisch zu begreifen sucht und sich so

[1]) Wenn auch Ottokar Lorenz mit Recht auf das Unbestimmte der Worte „sittliche Würdigung" hinweist, — daß Sybel als Schüler Rankes darunter natürlich keinesfalls eine Wertbeurteilung im Sinne Wilhelms versteht, braucht kaum gesagt zu werden. (Vgl. O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Berlin 1886, S. 73 Anm. 1.)

[2]) A. Cartellieri, Über Wesen und Gliederung der Geschichts wissenschaft. Leipzig 1905, S. 22.

[3]) S. 20 f.

[4]) Hist. 1, 22 (Howlett S. 69 f.).

ganz in ihren Geist hineinversetzt, weiß er ihre hervorstechendsten Charakterzüge zu erkennen, und durch ein scharfes Hervorheben derselben gibt er uns von ihr ein anschauliches lebendiges Bild.

Da Wilhelm aber so das Ereignis, das er erzählen will, innerlich gleichsam selbst miterlebt, da es ihn völlig erfüllt und erschüttert, vermag er auch keinen Augenblick ihm gegenüber teilnahmslos zu bleiben. Es drängt ihn, selbst dazu Stellung zu nehmen, und so kommt er zu jener ihm eigenen Art der Wertbeurteilung, die wir auch schon andeuteten[1]). Wir werden im folgenden sehen, wie selten er mit seiner Ansicht über die großen und kleinen Geschehnisse seiner Zeit zurückhält, wie er immer mit größter Bestimmtheit und oft sehr scharf sein Urteil fällt. Wie sehr unterscheidet Wilhelm sich hierin von seinen Zeitgenossen, die im allgemeinen in einer mehr oder weniger urteilslosen Geschichtsschreibung ihr Ideal sehen[2]). Und unwillkürlich drängt sich hier ein Vergleich auf mit dem Historiker, der als der beste des ganzen Mittelalters gilt, mit Otto von Freising, der diese Zurückhaltung des Urteils gelegentlich geradezu als Grundsatz aufstellt[3]).

Andererseits ist Wilhelms Werk keine Parteischrift im gewöhnlichen Sinne, seine Urteile entspringen nicht einer blinden Voreingenommenheit, sondern einem tiefgefaßten Gesetz der Sittlichkeit, das er, wie ich zu zeigen hoffe, mit gleicher Schärfe auf Freund und Feind anzuwenden wenigstens ehrlich bestrebt ist[4]). Und deshalb hat dieser Versuch etwas durchaus Modernes und verdient für diese Zeit volle Beachtung, auch

---

[1]) S. 22.

[2]) Vgl. Schulz 63 ff.

[3]) Vgl. die oft zitierte Stelle bei dem Bericht über die Einsetzung Leos VIII. durch Otto I., Chron. 6, 23: Quae omnia utrum licite aut secus acta sint, dicere praesentis non est operis, res enim gestas scribere, non rerum gestarum rationem reddere proprosuimus. — s. hierzu Schmidlin 12 Anm. 2: „Allerdings ist Otto praktisch mehr als einmal von diesem Vorsatz abgewichen, und die allgemeine Tendenz des Buches ist damit nicht ausgedrückt.“ — s. auch Hashagen 83.

[4]) Vgl. S. 122.

wenn wir ihn vom heutigen Stande unserer Wissenschaft aus keineswegs billigen können, eben weil Wilhelm die Maßstäbe, nach denen er wertet, von außen in die Tatsachen hineinträgt.

Jedenfalls aber verleiht dieses überall hervortretende subjektive Element der Historia etwas Frisches und Lebendiges. Wir fühlen und sehen hinter den berichteten Ereignissen immer den erzählenden Chronisten, und darum vor allem hat dieses Werk Wilhelms nichts von der Dürre vieler mittelalterlicher Chroniken und Annalenwerke: wir werden es auch heute noch mit Vergnügen lesen.

Wilhelms Stellung zur Kirche.

Vergegenwärtigt man sich das stark subjektive Moment, das überhaupt jeder historischen Tätigkeit innewohnt, so erkennt man leicht, wie sehr die ganze Forschungs- und Darstellungsweise eines Geschichtsschreibers von seinem individuellen Standpunkte zu den Dingen der Umwelt, d. h. von seiner allgemeinen Weltanschauung abhängig ist. Bei einer Beurteilung seiner historiographischen Fähigkeiten ist daher die Kenntnis und Erforschung dieser seiner gesamten Denk- und Anschauungsweise von grundlegender Bedeutung.

Wilhelm gibt uns durch seine, wie schon angedeutet, ausgesprochen subjektive Schreibweise, besonders durch die überall eingefügten Werturteile ein bequemes Mittel, seine Stellungnahme im einzelnen zu erkennen und ein deutliches Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Wir werden sehen[1]), es ist ganz im Sinne Treitschkes eine starke Persönlichkeit, die hinter der Historia steht, die sich eigentümlich frei zeigt von jener Enge und Beschränktheit des Geistes, mit der sonst mittelalterliche Menschen behaftet zu sein pflegen. Darum scheint eine größere Ausführlichkeit gerechtfertigt, wenn wir jetzt

[1]) Ich erinnere an Treitschkes bekanntes Wort: „Die ergreifende Macht eines Geschichtswerkes liegt immer in der starken Persönlichkeit des Erzählers.“ Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 4, 471.

die einzelnen Seiten dieses in mancher Beziehung über seiner Zeit stehenden englischen Mönches betrachten.

Es sind bestimmte Gedankenkreise, in denen sich die Eigenart von Wilhelms Empfinden geltend macht. Als Kleriker ist er Glied der Kirche, als Engländer Glied des englischen Volkes und Staates. Wenn wir zuerst die Urteile prüfen, die er in der Historia von diesem seinem Standpunkte fällt, so wird uns dabei vor allem der Gedanke leiten: wie weit gelingt es ihm, sich von den Vorurteilen frei zu machen, die in dieser seiner sozialen Stellung begründet sind? Denn, wie wir schon hörten[1]), hält er es selbst für einen Fehler und tadelt es mit scharfen Worten, wenn ein Geschichtsschreiber sich durch Rücksichten irgendwie persönlicher Natur in seiner Darstellung beeinflussen läßt. Und die Leidenschaftlichkeit, mit der er diesen Standpunkt vertritt, zeigt, daß er seiner innersten Überzeugung entspricht und keine bloße Phrase ist. Wir dürfen also annehmen, daß er auch bei der eigenen Darstellung wenigstens das Streben nach Unparteilichkeit gehabt hat. Aber ist es ihm wirklich gelungen, sich immer völlig über die Sache zu stellen und bei seinen subjektiven Urteilen für einen Geschichtsschreiber objektiv genug zu bleiben[2])?

Wilhelm ist streng denkender Kleriker. Das geht aus dem ganzen Werke hervor. Wenn wir auch eine gewisse Geringschätzung der Heiligenwunder bei ihm feststellen konnten[3]), so wurzelt er doch sonst mit seinen ganzen Anschauungen tief

---

[1]) S. 26.

[2]) Es hülfe uns wenig, wollten wir zur Beantwortung dieser Frage nach der Unparteilichkeit Wilhelms das von ihm beigebrachte Tatsachenmaterial einer genauen Prüfung unterziehen, um zu sehen, ob er hier vielleicht etwas ausgelassen, dort etwas hinzugefügt, oder dies und jenes entstellt berichtet habe. Wissen wir doch nie, wie weit solche Abweichungen von der gewöhnlichen Überlieferung sein eigenes Verschulden, oder wie weit sie seiner schlechten Information zuzuschreiben sind. Es wäre eine genaue Vergleichung mit seinen Quellen nötig, die wir aber nicht genügend kennen. Vgl. S. 16 f.

[3]) s. S. 46 f.

in denen seiner Kirche. Wir sahen, wie sein starker Autoritätsglaube besonders gegenüber Angehörigen des geistlichen Standes ihn bei seiner quellenkritischen Tätigkeit hinderte[1]). So liegt der Gedanke nahe, daß er auch von diesem seinem Standpunkte aus vor allem in seinem Urteil über kirchliche Würdenträger nicht immer die unparteiische Stellung gewahrt habe. Um so höher müssen wir den Chronisten als Menschen und besonders als Historiker achten, wenn er hier absolut nicht als der in Ehrfurcht ersterbende und kniebeugende Mönch erscheint, sondern im Gegenteil mit seinem oft scharfen Urteil auch über hochgestellte Geistliche in keiner Weise zurückhält.

Weit davon entfernt, alles, was von Rom kommt, mit der größten Ehrerbietung aufzunehmen, erlaubt sich Wilhelm über die römische Kurie oft sehr abfällige Urteile, und es ist kein schönes Bild, das er uns mit beißendem Spott von römischer Geldgier und Käuflichkeit entwirft. Bezeichnend ist, wie er einen Kardinal charakterisiert[2]): „ein Mann von großer Zungenfertigkeit und unglaublicher Verschlagenheit, somit ein echter Römer".

Vor allem für die römische Geldgier gebraucht Wilhelm harte Worte, die selbst im Munde eines englischen Geistlichen unsere Verwunderung erregen. Alexander III. beruft nach der Versöhnung mit dem Kaiser im Jahre 1179 ein Laterankonzil. Obgleich Wilhelm nun in dem voraufgehenden Schisma sehr energisch für Alexander Partei genommen hat, kann er sich doch bei dem Bericht von diesem Konzil eine für die Kurie sehr beißende Bemerkung nicht versagen. Zu demselben waren alle Bischöfe und die Äbte aller größeren Plätze berufen worden. Wilhelm bemerkt dazu[3]): „Daß die Absicht bei der Berufung

[1]) s. S. 38 f.

[2]) Hist. 1, 26 (Howlett S. 79). Es handelt sich um den Kardinal Gregor, dessen Fürsprache bei Anastasius IV. Wilhelm von York seine Wiedereinsetzung als Erzbischof verdankte. . . . Gregorio magni nominis cardinali, homine facundissimo et profundissimae astutiae, atque animi vere Romani.

[3]) Hist. 3, 2 (Howlett S. 206).

des Konzils nicht ganz rein war, zeigte eine fein ausgeklügelte Vorkehrung der römischen Habsucht. Viele Berufene nämlich, denen die Reise nach dem Konzil beschwerlich oder unausstehlich schien, wurden durch Geld davon befreit, das schamloser und in schimpflicherer Weise gefordert als angeboten wurde."

Mit einem ebenso scharfen Seitenhiebe geißelt der Chronist die Geldgier der Römer, als er von dem Legaten Vivian erzählt, der 1177 von Schottland nach Irland übersetzte und hier unter anderem durch ein Konzil in Dublin die Macht der Kirche zu befestigen suchte. „Als er aber", sagt Wilhelm[1]), „in diesen Kirchen voll biederer Einfalt seinen römischen Gelüsten allzusehr die Zügel schießen ließ, befahlen ihm die königlichen Beamten, abzureisen oder mit ihnen zu kämpfen, und so kehrte er ohne das viele irländische Gold, nach dem er so gelechzt hatte, nach Schottland zurück."

Geld wollte die Kurie, für Geld gab die Kurie: das will der Chronist ausdrücken, wenn er erzählt, wie der Kanzler Longchamp 1190 eine hohe Summe nach Rom schickte und die Legatenwürde vom apostolischen Stuhle erbat, und daß er sie „durch dieses Mittel leicht erhielt"[2]). Daß auch bei Appellationen an den römischen Stuhl meist der gewonnenes Spiel hatte, der dieser römischen Habsucht am meisten entgegenkam, das betont Wilhelm an vielen Stellen[3]), und seine Worte zeigen dabei nicht nur Ironie, sondern eine offene Verachtung für solche feile Käuflichkeit. Bezeichnend ist der schon erwähnte lakonische Bericht, den er von den Appellationen zweier englischer Kirchenfürsten gibt, die miteinander in Streit lagen[4]): „Jeder brachte seine Streitsache nach Rom, die um so willigere

---

[1]) Hist. 3, 9 (Howlett S. 238 f):. Verum cum in ecclesiis simplicitatis barbarae liberius agere morem vellet Romanum . . .

[2]) Hist. 4, 14 (Howlett S. 331).

[3]) Außer den hier angeführten Stellen s. z. B. Hist. 4, 27 (Howlett S. 371) u. Hist. 4, 36 (Howlett S. 395).

[4]) Hist. 1, 10 (Howlett S. 43 f.). — S. oben S. 69.

Ohren fand, je schwerer sie aufgewogen wurde. Einer kehrte als Sieger, keiner aber ohne einen leeren Beutel zurück."

Im gleichen Tone berichtet er von Appellationen des Erzbischofs Gottfried von York und des Bischofs Hugo von Durham[1]: „Dieser" [Gottfried], erzählt er, „der die Unparteilichkeit der Römer prüfen wollte oder vielmehr es für genügend hielt, daß er sie erst kurz zuvor bei seiner Beförderung [zum Erzbischof] reichlich bedacht hatte, forderte einfach; jener aber, schlauer, hielt es für besser zu fordern, wie man von Rom fordern muß, und er hatte in seiner Sache um so mehr Erfolg, je schwerwiegender seine Versprechungen waren."

Erlaubt sich Wilhelm so über die Päpste und die römische Kurie sehr abfällige Urteile, so nimmt er erst recht kein Blatt vor den Mund, wenn er über Erzbischöfe und Bischöfe spricht. Und ebenso überraschend wie der scharfe Blick, mit dem er die Schäden seiner Kirche erkennt, ist der Freimut, mit dem er sie bloßlegt. Denn auch hier ist es kein freundliches Bild, das er uns entwirft: vieles gibt ihm Anlaß, über die hohe Geistlichkeit zu klagen. Mit Schmerz empfindet er, wie weltlich die Gesinnung der meisten ist, wie sie irdische Güter und Ehren höher schätzen als die himmlischen, sie, quibus mundus non est crucifixus sed infixus[2]), wie er in einem Wortspiel sagt.

Heinrich II. ließ während seiner Regierung die Bischofsstühle immer lange unbesetzt und sollte dafür als Entschuldigung gesagt haben[3]): „Ist es nicht besser, daß das Geld zu notwendigen Ausgaben des Reichs verwandt wird, als daß es für die Vergnügungen der Bischöfe draufgeht? Denn die Kirchenfürsten unserer Zeit gleichen wenig den alten, sondern sind in ihrem Amt lässig und untätig und umklammern mit beiden Armen die Welt." Will der Chronist dies auch nicht als Rechtfertigung für die lange Einziehung der bischöflichen

[1]) Hist. 4, 27 (Howlett S. 372).

[2]) Hist. 5, 10 (Howlett S. 436) . . . nostri autem temporis episcopis, quibus mundus non est crucifixus sed infixus . . .

[3]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280 f.).

Einkommen gelten lassen, so hält er doch an und für sich den Vorwurf, den der König den Geistlichen macht, für berechtigt. „Mit diesen Worten", meint Wilhelm, „brandmarkte er unsere Kirchenfürsten in einer für sie schimpflichen Weise."

Und zu dieser Charakteristik, die der König im allgemeinen von den Bischöfen gibt, paßt auch ganz, was Wilhelm selbst im Laufe der Darstellung von einzelnen unter ihnen sagt. So wendet er sich voll Zorn gegen Roger von Salisbury (1107—1139). „einen Bischof, dessen Werke nie die eines Bischofs waren", der wie ein weltlicher Fürst sich Burgen baute und ungeheure Reichtümer sammelte, „nicht um sie den Armen zu geben, sondern um sie zu den eitelsten Dingen zu verwenden"[1]). Eine beißende Polemik entwickelt der Chronist gegen den Bischof Hugo von Durham (1153—1195)[2]), der 1189 auch das Kreuz genommen hatte, der dann aber in seiner übermäßigen Vorliebe für weltliche Ehren und weltliche Macht das für den Kreuzzug gesammelte Geld lieber hingab, um von Richard die Grafschaft Northumberland zu kaufen. Wir sahen schon an anderer Stelle[3]), wie Wilhelm darüber höhnt, daß sein hohes Alter ihm beim Papste als Entschuldigung für sein Daheimbleiben dienen mußte. So klagt der Chronist auch wohl über hohe Geistliche, die, um zu ihrem weltlichen Tun die Mittel zu bekommen, „die Schafe des Herrn nicht zu weiden, aber gar wohl zu scheren wissen"[4]).

Den schärfsten Tadel Wilhelms ziehen sich die Bischöfe zu, die nach weltlichen Ämtern streben und ihr geistliches Amt darüber vernachlässigen. „Denn keiner", meint er[5]), „kann sich beiden ganz widmen, wie es doch würdig wäre,

---

[1]) s. hierzu Hist. 1, 6 (Howlett S. 36 f.).

[2]) Hist. 4, 5 (Howlett S. 304 f.). — Hist. 5, 11 (Howlett S. 440 f.) hebt Wilhelm bei diesem Bischof auch tadelnd hervor, daß er vor seiner Wahl Kinder hatte. Das ist der einzige Fall, wo Wilhelm einem Kirchenfürsten Vorwürfe in sittlicher Beziehung macht.

[3]) s. S. 69.

[4]) z. B. Hist. 2, 2 (Howlett S. 155) oder Hist. 3, 5 (Howlett S. 227).

[5]) Hist. 4, 4 (Howlett S. 303).

und das Wort des Herrn zu den Aposteln „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ gilt doch besonders für die Nachfolger der Apostel . . . Gott will, daß man ihm von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte diene, er billigt keine halben Diener, er liebt sie nicht und nimmt sie nicht an.“ Das sind einige Sätze aus dem längeren Exkurse — und ähnliche begegnen in der Historia öfter[1]) — in dem Wilhelm sich gegen einen Bischof wendet, der ein weltliches Amt neben seinem geistlichen angenommen hat.

Energisch macht er auch Front gegen die vielen Streitereien der Geistlichen untereinander, die ihm unwürdig erscheinen. „Jene apostolische Regel, einander mit Ehrerbietung zuvorzukommen (Röm. 12, 10), wird von den Bischöfen unserer Zeit wenig beachtet, sodaß sie unter Hintenansetzung ihrer Hirtenpflichten ebenso hartnäckig wie eitel um den Vorrang miteinander streiten, und fast jeder bischöfliche Zwist sich darum dreht, wem die größeren Ehren zukommen[2]).“ Zu diesem vernichtenden Urteil kommt Wilhelm, als er von dem Londoner Konzil erzählt, das 1176 stattfinden sollte, das aber abgebrochen werden mußte, weil der Erzbischof von York und der von Canterbury sich um den ersten Platz stritten. Auch an einer andern Stelle[3]) nennt er diesen prinzipiellen und nie ganz ruhenden Streit der beiden Metropoliten um den englischen Primat „fruchtlos“, und er spottet darüber, daß sich jeder von beiden prahlerisch Primas von England schreibe, ohne die hierdurch bezeichnete Macht wirklich zu besitzen. Mit dem gleichen Unwillen und ebensowenig Ehrerbietung spricht der Chronist von einem Streit zwischen dem Erzbischof Gottfried von York und dem Bischof Hugo von Durham[4]): „Jener wollte der erste,

[1]) z. B. Hist. 5, 19 (Howlett S. 464).

[2]) Hist. 3, 1 (Howlett S. 203 f.).

[3]) Hist. 5, 12 (Howlett S. 443 f.). Streng sachlich stellt Wilhelm hier alle Argumente zusammen, durch die beide Parteien ihre Ansprüche zu stützen suchen, und er schließt den Bericht, indem er auf das Zwecklose dieses ganzen Streites hinweist.

[4]) Hist. 4, 27 (Howlett S. 371). — S. oben S. 79.

dieser nicht der zweite, keiner aber dem andern förderlich sein. Denn so ist in unseren Tagen die priesterliche Würde geschwunden, daß unter den Hirten der Kirche selten ein Verständiger gefunden wird, der Gott sucht, während fast alle das Ihre suchen."

So wird Wilhelm in seinem Urteil über hohe Kirchenfürsten wahrlich deutlich genug, und nirgends merken wir, daß er sich als Kleriker irgendwelche Zurückhaltung auferlegt. Besser aber als alles Vorige zeigt seine völlige Unbefangenheit in dieser Beziehung die Behandlung des Becketschen Streites in der Historia. Wegen der für seine Zeit einfach erstaunlichen nüchternen Beurteilung dieser aufsehenerregenden Vorgänge sei es gestattet, hier etwas näher darauf einzugehen. Wilhelms Stellungnahme ist um so bemerkenswerter, als wir wissen, daß Thomas bei einer Gelegenheit sogar zu Gunsten der Kanoniker von Newburgh eingriff, indem er Papst Alexander III. bat, sie von der starken Bedrückung durch Erzbischof Roger von York zu befreien[1]). So waren die Mönche dieses Klosters dem späteren Heiligen also noch besonders verbunden und zu Dank verpflichtet.

Der erste Grund zu dem Zwist zwischen Heinrich II. und seinem früheren Günstling und Kanzler Thomas Becket wurde nach der Darstellung Wilhelms dadurch gegeben, daß letzterer als Erzbischof von Canterbury seine Zustimmung zu den Konstitutionen von Clarendon verweigerte[2]). Bemerkenswert ist schon die Art, wie Wilhelm von diesen Konstitutionen spricht. Er erzählt, daß der König hierzu bewogen worden sei, weil ihm von den vielen von Klerikern verübten Verbrechen, so allein von hundert Mordtaten berichtet war, die unter seiner Regierung vorgekommen sein sollten. Er nennt diese Konstitutionen nun allerdings unmäßig, wenn sie auch, wie er meint, Heinrichs Eifer für die öffentliche Gerechtigkeit entsprungen seien. „Aber", fährt er fort, „ebenso sehr sind die Bischöfe unserer Zeit schuld an dieser königlichen Maßlosigkeit, wie sie den Grund dazu

---

[1]) Vgl. Robertson, Becket 5, 298.

[2]) s. zu folgendem Hist. 2, 16 (Howlett S. 140 ff.).

gaben. Denn die heiligen kanonischen Gesetze (sacri canones) schreiben vor, daß alle lasterhaften Kleriker, nicht nur die in schwere Verbrechen verwickelt sind, sondern auch die sich leichterer Vergehen schuldig gemacht haben, degradiert werden; und wie viele Tausende solcher, gleichsam ungezählte Spreu unter wenig Körnern, enthält die englische Kirche! Aber wie viele sind in langen Jahren bis jetzt vom Amte entfernt worden in England?" So, meint Wilhelm, wachten die Bischöfe mehr darüber, die Freiheiten und Rechte der Kleriker zu verteidigen, als daß sie gegen ihre Laster einschritten. Durch die Immunität sei den Verbrechen gleichsam Tor und Tür geöffnet.

Wir sehen hier, wie Wilhelm sich nicht scheut, auch die Gesamtheit seiner Standesgenossen im engeren Sinne, die einfachen Kleriker, mit scharfem Tadel zu brandmarken. Er steht völlig über der Sache, und ein solch unbefangenes Urteil über eine Angelegenheit, die von seiner Kirche auf das erbittertste verfochten wurde, muß uns im Munde eines Mönches des 12. Jahrhunderts in Erstaunen setzen.

Und noch eigenartiger erscheint es, wie dieser Mönch über das Verhalten Thomas Beckets bei dem Streite spricht. Er erzählt uns, wie der König, ob der genannten Weigerung aufs höchste erzürnt, ihn auf alle Weise zu treffen suchte und ihn so auch wegen früherer Vergehen während seines Kanzleramtes nachträglich zur Rechenschaft zog. Und er berichtet weiter, wie der Erzbischof an dem Tage, an dem er sich vor dem König hierüber verantworten sollte, beim Gottesdienst das Offizium des heiligen Stephan singen ließ: Sederunt principes, et adversum me loquebantur, et iniqui persecuti sunt me, wie er ferner das silberne Kreuz, das sonst immer vor ihm her getragen wurde, an diesem Tage selbst trug und es trotz der Bitten seiner Umgebung während der ganzen Feier nicht aus den Händen gab. Als der König hiervon hörte, wurde er über alle Maßen erbost, und Thomas mußte in der darauffolgenden Nacht vor seinem Zorn nach Frankreich fliehen.

Mit Bezug auf diese Vorgänge in der Kirche sagt Wilhelm: „Die meisten pflegen freilich bei denen, die sie lieben und preisen,

in zu großer Zuneigung, aber wenig klug alles, was sie tun, gutzuheißen; ich aber kann das Vorgehen dieses verehrungswürdigen Mannes, wenn es auch einem lobenswerten Eifer entsprang, nimmermehr loben, da es keinen Nutzen brachte, aber so großen Zorn des Königs zur Folge hatte, wodurch später bekanntlich so viel Unheil entstand[1]."

Und ähnlich spricht sich der Chronist darüber aus[2], daß der Erzbischof sechs Jahre später, nach kaum erfolgter Versöhnung mit dem Könige, ohne dessen Wissen kraft päpstlicher Machtvollkommenheit die englischen Bischöfe suspendierte, die ohne ihn Jung Heinrich zum Könige gekrönt hatten, während er noch im Exil lebte. Auch dies tat Thomas, wie Wilhelm meint, „in leidenschaftlichem Eifer für die Gerechtigkeit, ob aber weise, das wisse nur Gott". „Denn unserer Wenigkeit", fährt er fort, „steht es keineswegs zu, über die Taten eines so großen Mannes unbesonnen zu urteilen. Dennoch glaube ich, daß der selige Papst Gregor nachgiebiger und in Eintracht mit dem Könige nicht so schroff vorgegangen wäre, und daß er das, was man ohne Gefahr für den christlichen Glauben hätte dulden können, wegen der Zeitverhältnisse und um des lieben Friedens willen lieber nicht beachtet hätte, gemäß jenem Wort des Propheten[3]: „Der Kluge wird in jener Zeit schweigen, denn es ist eine böse Zeit." Daher glaube ich, daß diese Tat des verehrungswürdigen Kirchenfürsten nicht zu loben ist; ich maße mir aber nicht an, sie zu tadeln."

Um dieses sein Urteil zu begründen und zu rechtfertigen, sagt Wilhelm kurz darauf verallgemeinernd: „Denn in der Weise müssen wir die heiligen Männer verehren, wir, die wir

---

[1]) Gleichsam zu seiner Rechtfertigung fährt Wilhelm unter offenbarer Anlehnung an die Worte Pauli im 2. Galaterbrief v. 14 fort: „ebensowenig wie ich an dem heiligen Apostelfürsten, der schon die Burg der apostolischen Vollkommenheit inne hat [Petrus], loben kann, daß er die Heiden nach seinem Beispiel jüdisch zu leben zwang; darin tadelt ihn der Lehrer der Heiden [Doctor gentium = Paulus], obgleich es eine ausgemachte Sache ist, daß er es aus lobenswerter Frömmigkeit tat."

[2]) s. zu folgendem Hist. 2, 25 (Howlett S. 160 ff.).

[3]) Amos 5, 13.

ihnen bei weitem nicht gleichen, daß wir keineswegs das an ihnen lieben und preisen, in dem sie vielleicht oder sicher auch Menschen waren, sondern nur das, in dem wir sie ohne Bedenken zu unserm Vorbild nehmen dürfen. Denn wer wollte behaupten, daß sie in allen ihren Taten nachahmenswert sind, da doch der Apostel Jacobus sagt[1]): „Wir fehlen alle mannigfaltig.“ Nicht also in allen ihren Taten muß man sie loben, sondern weise und mit Bedacht, daß Gott sein Vorrang bewahrt bleibe; denn in seinem Lobe kann niemand zu weit gehen, wie sehr er ihn auch zu preisen versucht.“

Gerade diese Stellen müssen uns für Wilhelm als Geschichtsschreiber die höchste Achtung einflößen. Denn er zeigt hier eine Kunst, die man bei Historikern oft vermißt, und die doch so notwendig zu jeder historischen Darstellung ist: er weiß die Sache von der Person zu trennen. Man muß bedenken, der Chronist schrieb dies kaum ein Menschenalter nach der Ermordung Thomas Beckets. Nicht nur ganz England, sondern die gesamte Christenheit schaute in blinder Bewunderung zu ihm als zu ihrem Märtyrer und Heiligen[2]) auf. Und da fand der einfache Mönch den Mut, an seinen Taten herumzudeuteln und sie einer Kritik zu unterziehen.

Jedenfalls zeigt dies Beispiel glänzend, welch eigentümlich freie Stellung Wilhelm seiner Kirche gegenüber einnimmt, wie er keineswegs gewillt ist, sich mit seinem Urteil ihren Interessen unterzuordnen, sofern sich sein eigenes besseres Empfinden dagegen sträubt. Und worauf gründet sich diese seine abweichende Denkweise? Zweifellos ist es vor allem sein ernster genommenes Christentum, das ihm die Augen öffnet für die Schäden seiner Kirche. Eine tiefer gefaßte Sittlichkeit, deren Gesetze er aus der Bibel selbst schöpft, treibt ihn zu jenem Tadel gegen das sich verflachende kirchliche Leben seiner Zeit. Und wenn er das Vorgehen Beckets auch nach seinen eigenen Worten als politisch unklug verwirft, im Grunde

[1]) Jacobus 3, 2.

[2]) Der Erzbischof wurde am 21. Februar 1173 von Alexander III. heilig gesprochen. Vgl. Robertson, Becket 7, 544 ff.

ist es doch die Forderung einer christlichen Nachgiebigkeit, der nach seinem Empfinden dies hartnäckige und schroffe Auftreten des Erzbischofs widerspricht.

Wilhelms Stellung zu den Ungläubigen.

Streift Wilhelm bei der Beurteilung der eigenen Kirche den engherzigen Mönch fast völlig ab, so kehrt er dagegen durchweg den streng denkenden Theologen heraus bei seinem Urteil über Ungläubige: über Ketzer, Juden und Heiden. Der Widerspruch, der hierin liegt, ist nur scheinbar. Wir sahen ja, wie der Chronist gerade durch die strenge Auffassung seines Christentums zu seinem freieren Standpunkte gegenüber kirchlichen Dingen gelangt. Und wie sollten wir auch bei einem katholischen Geistlichen des 12. Jahrhunderts gegen die „Feinde des christlichen Glaubens“ Toleranz und Mäßigkeit erwarten! Man muß sich hüten, gerade in diesem Punkte bei der Beurteilung Wilhelms Maßstäbe anzulegen, die für seine Zeit nicht passen, und selbst leise Spuren einer freieren Stellung sind der Beachtung wert.

Nur zweimal berichtet der Chronist ausführlicher von Ketzern, und er hält mit den schärfsten Ausdrücken über sie nicht zurück. So trifft sein ganzer Zorn jene kleine Schar deutscher Ketzer — Wilhelm nennt sie Publicani[1]) —, die in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts auch nach England „das Gift ihrer Lehre“ zu bringen versuchten. Voll Grimm berichtet er von ihrer großen Verbreitung überall und ihrer offenen und geheimen Schädigung des Weinberges des Herrn. „Bauern und Tölpel“ nennt er sie, die zum Denken zu blöde seien; hätten sie aber einmal von jenem Gift getrunken, so seien sie davon so durchseucht, daß sie jeder Unterweisung trotzten, und daß es selten gelänge, jemand von ihnen zu bekehren. Und mit Genugtuung erzählt er, wie man diese dreißig

---

[1]) Vgl. zu folgendem Hist. 2, 13 (Howlett S. 131 ff.).

deutschen Ketzer brandmarkte und auspeitschte, und wie in der Winterkälte dann alle umkamen, so daß „die fromme Härte dieser Strenge“ England auch in Zukunft von ihnen rein hielt.

Mehr mitleidig aber scheint Wilhelm von jenem ungebildeten und unwissenden Éon de l'Étoile[1]) zu sprechen, der „durch die Vorspiegelungen von Dämonen so von Sinnen gebracht war“, daß er glaubte, auf ihn und seinen Namen (Eun) bezöge sich das Wort: „per Eum qui venturus est judicare vivos et mortuos, et seculum per ignem“. Als dieser sich 1148 vor dem Konzil von Reims zu verantworten hatte, faselte er der Versammlung von seiner geheimen Macht so unglaubliche Sachen vor, daß, wie Wilhelm meint, „die ganze Synode darüber lachte und den Mann verlachte, der so tief in seine gottlosen Ideen verstrickt war“.

Als einer seiner Jünger zum Tode geführt wurde, rief er wiederholt aus: „Erde, tue dich auf!“ „So groß war nun einmal die Macht des Irrtums, in dem sie befangen waren“, schließt der Chronist den Bericht, der überhaupt mehr in dem Tone mitleidigen Spottes als fanatischen Eifers gehalten ist.

Deutlicher immerhin tritt in der Historia Wilhelms Stellungnahme zu den Juden hervor; denn mit Freuden ergreift er die Gelegenheit, sich in breiten Betrachtungen über die Verfolgungen zu ergehen, die sie während der ersten Regierungszeit Richards in ganz England zu erleiden hatten[2]). Für Wilhelms eigenen Standpunkt ist es bezeichnend, daß er diese Verfolgungen der „Ungläubigen und Gotteslästerer“ durchaus als

---

[1]) s. hierzu Hist. 1, 19 (Howlett S. 60 ff.). Éon de l'Étoile, ein Herr von Loudéac, lebte als Eremit in dem Walde von Brezeliande. Er hielt sich für den Nachfolger Merlins. S. Howlett S. 60 Anm. 6.

[2]) s. zu folgendem besonders Hist. 4, 1. 7—11 (Howlett S. 293—299 u. S. 308—324). Nach Wilhelms Darstellung begann die Verfolgung am Krönungstage Richards. Der König hatte jedem Juden verboten, sich an diesem Tage ihm zu nähern. Als einige vornehme Juden es dennoch versuchten, wurden sie mit Gewalt entfernt, und hieran knüpfte sich eine allgemeine Verfolgung in London, bei der viele umkamen und ihrer Habe beraubt wurden. Ähnliches ereignete sich in der nächsten Zeit in fast allen größeren Städten Englands.

von Gott gewollt und ins Werk gesetzt betrachtet[1]). Da wegen der allgemeinen Beteiligung der Bevölkerung eine Bestrafung der Verfolger meistens unmöglich war, meint er sogar, auch das sei Gottes Fügung, der nicht wolle, daß die Diener seiner Rache vor ein weltliches Gericht gestellt würden[2]). Ja, Wilhelm spricht den Gedanken aus, daß dem Krönungstage Richards ein besonderer Glanz verliehen sei dadurch, daß die allgemeine Judenhetze in England an diesem Tage mit der Verfolgung in London ihren Anfang nahm[3]).

Nach alledem könnte man meinen, der Chronist sei mit der Bekämpfung der Juden bis zur Vernichtung einverstanden, auch er spreche ihnen, wie viele seiner Zeitgenossen, überhaupt jede Existenzberechtigung ab. Wilhelm selbst aber belehrt uns eines anderen, indem er nach der ihm eigenen Weise die Frage tiefer faßt[4]). Anknüpfend an die Worte Davids[5]): „Gott läßt mich meine Lust sehen an meinen Feinden. Erwürge sie nicht, daß es mein Volk nicht vergesse", meint er nämlich: die Juden müßten unter den Christen weiterleben, weil ihr Dasein für sie denselben Wert habe wie etwa das Zeichen des Kreuzes in der christlichen Kirche: beides solle den Gläubigen förderlich sein, indem es dauernd die Erinnerung an die Leiden des Herrn in ihnen wachhalte. In der erbaulichen Wirkung ihres Anblicks auf die umwohnenden Christen sieht Wilhelm also die Existenzberechtigung der Juden begründet. Dann müßten sie allerdings, meint er, in dienender, untergeordneter Stellung unter den Christen leben. „Nun aber", fährt er fort, „haben

---

[1]) Vgl. z. B. Hist. 4, 1 (Howlett S. 294) . . . operae pretium est pleniori relatu transmittere ad posteros tam perspicui circa gentem perfidam et blasphemam superni judicii monumentum. — Oder s. den Schluß dieses Kapitels (Howlett S. 298), wo Wilhelm erzählt, daß Richard nach dieser ersten Verfolgung in London Frieden gebot, und dann fortfährt: qua [pace] tamen . . . non diu sunt fruiti, superno utique judicio exigente blasphemae gentis superbiam severius castigari.

[2]) Hist. 4, 1 (Howlett S. 294).

[3]) Hist. 4, 1 (Howlett S. 297 f.).

[4]) s. zu folgendem Hist. 4, 9 (Howlett S. 316 f.).

[5]) Psalm 59, 11. 12.

die Juden unter Heinrich II. umgekehrt in glücklicheren und besseren Umständen gelebt als die Christen und diese vielfach bedrückt, da ihnen bei dem allzugroßen Glück der Kamm schwoll gegen den Herrn. Daher hatten sie in den Tagen des neuen Fürsten für ihr Leben, das sie nur durch Christi Gnade fristeten, nach seinem gerechten Richterspruch zu fürchten."

Die bevorzugte Stellung der Juden unter Heinrich II. betont der Chronist immer wieder[1]). So hebt er auch bei der Charakterschilderung dieses Königs hervor, daß er den wucherischen Juden allzu geneigt war, weil er ihr Geld nicht entbehren konnte, und daß sie dadurch keck und übermütig wurden gegen die Christen und sie durch arge Bedrückung verfolgten[2]). Dafür sieht Wilhelm also in dem Rückschlag unter Richard die gerechte Strafe.

Wenn er aber auch das Vorgehen der Christen prinzipiell billigt, so ist er doch weit davon entfernt, bei dem Bericht von den vielen blutigen Ereignissen, die damit verbunden waren, sich ganz und gar auf die Seite der Verfolger zu stellen. „Durch diesen gerechten Richterspruch", so fährt er an der eben zitierten Stelle[3]) fort, „werden keineswegs die entschuldigt, die motu incondito den Juden Schaden zufügten." Und deutlicher drückt er sich ein andermal aus[4]), wo er sagt, daß der christliche Eifer „nicht aufrichtig, d. h. nur um des Glaubens willen gegen die Juden entbrannte, sondern scheelsüchtig auf ihr Glück und neidisch auf ihren Reichtum". „Vermessen und habgierig", fährt er fort, „meinten sie ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn sie die Feinde Christi beraubten und zugrunde richteten; und sie trieben mit frohem Eifer ohne jeden Gewissensskrupel das Werk ihrer eigenen Begehrlichkeit: solches billigt Gottes Gerechtigkeit keineswegs, sondern er will, wie es seiner würdig ist, der Überhebung des ungläubigen

[1]) Über die glänzende Stellung der Juden in York und über ihr wucherisches Treiben spricht Wilhelm ausführlich Hist. 4, 9 (Howlett S. 312 ff.).

[2]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280).

[3]) Hist. 4, 9 (Howlett S. 317).

[4]) Hist. 4, 7 (Howlett S. 308 f.).

Volkes Schranken setzen und die gotteslästernden Zungen zum Schweigen bringen.“ Wilhelm tadelt also, daß meistens nicht frommer Glaubenseifer, sondern wilde Begehrlichkeit zu den blutigen Ausschreitungen gegen die Juden führte.

Und auch mit der unmenschlichen Grausamkeit, mit der die Verfolger oft ihre Opfer behandelten, ist er keineswegs einverstanden. Die Juden von York hatten sich auf die königliche Burg geflüchtet und wurden hier von dem wütenden Volke belagert[1]). Nachdem ein Teil sich selbst den Tod gegeben hatte, versprachen die übrigen sich zu ergeben, indem sie um Gnade und Taufe baten. Es wurden ihnen auch gute Worte gegeben, aber trotzdem wurden sie nach Verlassen der Burg auf Betreiben einiger „grausamer Hetzer“ alle hingeschlachtet. Bedauernd meint Wilhelm von ihnen[2]): „Ohne Zögern würde ich von diesen, die mehr als tierische Grausamkeit hinmordete, sagen, falls ihr Verlangen nach der heiligen Taufe echt war, daß sie um die Erfüllung desselben keineswegs betrogen wurden, sondern daß ihnen das eigene Blut zum Taufwasser wurde. Aber ob nun ihr Verlangen nach dem heiligen Bade geheuchelt war oder nicht, unentschuldbar ist jedenfalls die fluchwürdige Grausamkeit jener Aufwiegler.“ Und mit bitteren Worten schilt Wilhelm dann noch des längeren jene schändliche und verabscheuenswerte Tat[3]).

So sehen wir, wie der Chronist trotz seiner eigenen stark hervortretenden Abneigung gegen das jüdische Volk[4]), „das nach

---

[1]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 4, 9. 10 (Howlett S. 312 ff.).

[2]) Hist. 4, 10 (Howlett S. 321 f.)

[3]) Eine vierfache Schuld wirft Wilhelm diesen grausamen Mördern vor: 1. daß sie ohne ordnungsmäßige Gewalt menschliches Blut wie Wasser vergossen, 2. daß sie mehr aus begehrlicher Bosheit (livore malitiae) als aus gerechtem Eifer so wüteten, 3. daß sie den Belagerten trotz ihrer Bitten die christliche Gnade versagten, 4. daß sie die Armen durch Lug und Trug aus der Burg herauslockten, um sie zur Opferbank zu führen.

[4]) Wie Wilhelm in dem Streit zwischen Petrus und Paulus über Judenchristentum und Heidenchristentum für Paulus Partei nimmt, sahen wir S. 82 Anm. 1.

Gottes Willen allen verhaßt ist", wie er sagt[1]), im ganzen sich doch als maßvoller Beurteiler dieser blutigen Verfolgungen zeigt. Seine tiefgründige Betrachtungsweise der irdischen Dinge und seine Menschlichkeit, aber auch sein besseres und edleres Christentum, dürfen wir wohl sagen, bewahren ihn vor jenem wilden Fanatismus, der uns oft aus diesen dunkelsten Blättern der mittelalterlichen Geschichte entgegenweht. Es gelingt ihm auch hier, sich zu einem freieren Standpunkt durchzuringen und ein Urteil zu gewinnen, das von blinder Parteinahme frei ist.

Es wird uns nicht wundern, wenn Wilhelm auf das heidnische Volk, das in seinem Werk als grimmer Feind des Christentums eine so große Rolle spielt, auf die Sarazenen nicht auf das beste zu sprechen ist. Er belegt sie mit den stärksten Ausdrücken, und mehr als einmal nennt er ihre Sekte spurcissima oder pestifera[2]). Dennoch kann er nicht umhin, diesem heidnischen Volke neben aller Verschlagenheit doch auch eine wirkliche kriegerische Tüchtigkeit zuzuerkennen, und es klingt etwas wie widerwillige Anerkennung hindurch, wenn er von ihrer ebenso geschickten wie tapferen Kampfesweise spricht, die den Christen so verderblich war[3])."

In Saladin sieht Wilhelm die „Zuchtrute des göttlichen Zornes und den furchtbaren Hammer des christlichen Namens"[4]). Dennoch weist er bei seinem Tode gleichsam bewundernd darauf hin, daß dieser Herrscher „als ein Mann von nicht königlichem Geblüte, aber einzigartiger Verschlagenheit, aus den mächtigsten Königreichen durch List und Tapferkeit zugleich

---

1) Hist. 4, 1 (Howlett S. 295).

2) s. hierzu bes. Hist. 5, 14 (Howlett S. 447 ff.): De Macometo pseudo-propheta, et de lege quam per spiritum erroris introduxit; et quomodo eadem lex plurimas gentes infecit.

3) Vgl. bes. Hist. 4, 23 (Howlett S. 361): . . . ut est illud hominum genus mirae astutiae ad nocendum, nec minus arte quam viribus pugnare assuetum. — S. auch Hist. 2, 23 (Howlett S. 156) . . . Turci, gens callida et bellicosa . . .

4) Hist. 4, 30 (Howlett S. 381).

sein gewaltiges Reich zusammengeschweißt" habe[1]). Und auch diesen furchtbarsten Heiden scheint Wilhelm nicht jeder edlen Regung für unfähig zu halten. Er hebt hervor, daß Saladin nach der Eroberung Jerusalems im Oktober 1187 vielfach milde gegen die Christen verfuhr und besonders mit den Kranken und Schwachen menschliches Mitleid zeigte: sive humanitus sive pro gloria, wie er meint[2]).

Als er von der Erkrankung König Richards nach der Schlacht bei Joppe im August 1192 berichtet, sagt er[3]): „Saladin soll bei der Nachricht hiervon nicht über die Schwächung seines Feindes frohlockt, sondern sich über die Krankheit des unbesieglichen Fürsten betrübt haben." Und er legt dem Boten, den dieser an Richard schickt, dann Worte in den Mund, die von einer durchaus vornehmen und hohen Gesinnung zeugen: aus reiner Hochachtung vor Richards Tapferkeit bietet ihm der Sultan trotz des Bewußtseins der eigenen Überlegenheit einen Waffenstillstand an. Hat der Chronist an dieser Stelle auch vor allem die Verherrlichung Richards im Auge, so trifft damit auch doch den großen Heiden ein freundlicher Blick der Anerkennung, und man hat durchaus den Eindruck: hier steht sich ein Held dem andern gegenüber.

So kommt auch hier gelegentlich der mehr objektive Beurteiler zu Tage. Und zusammenfassend müssen wir jedenfalls anerkennen, daß Wilhelm trotz seiner strengen christlichen Denkungsweise auch für das, was seinem Glauben und seiner Kirche feindlich ist, nicht ganz das richtige Maß für eine unparteiische Würdigung verliert, wenn er auch aus früher genannten Gründen sich hier nicht zu einer so freien Stellung durchzuringen vermag, wie bei der Beurteilung der eigenen Kirche.

1) Ebenda.

2) Hist. 3, 18 (Howlett S. 260 f.).

3) Hist. 4, 29 (Howlett S. [illegible]7).

Wilhelms Stellung zu Nationen und Völkern.

Konnten wir von vornherein annehmen, daß der geistliche Stand Wilhelms gelegentlich sein Urteil beeinflussen und bestimmen würde, so liegt andererseits eine solche Beeinflussung durch seine englische Nationalität nahe. Denn daß er sich durchaus als Engländer fühlt und als Engländer empfindet, zeigt schon eine oberflächliche Lektüre der Historia, besonders der Berichte von den großen Taten und Erfolgen der englischen Könige, die oft von hoher patriotischer Begeisterung getragen sind. Wie weit macht sich nun aber Wilhelms patriotisches Empfinden in seinem Werke geltend? Betrachtet er alle historischen Dinge von einem einseitig englischen Standpunkte, artet sein an sich gesunder Patriotismus zu einem ungesunden Chauvinismus aus, oder gelingt es ihm auch hier, sich mehr über die Sache zu stellen und einen freieren Standort für die Beurteilung zu gewinnen?

Um Wilhelms nationale und politische Weltanschauung im einzelnen zu erkennen, prüfen wir zuerst seine Stellungnahme zu den verschiedenen Nationen und Völkern in ihrer Gesamtheit, wie sie aus einer Reihe seiner eigensten Urteile hervorgeht.

Leider gibt der Chronist nirgends eine zusammenfassende Charakteristik der eigenen Volksgenossen. Aber wenn er in weltschmerzlicher Stimmung auch im allgemeinen über den Verfall seiner Zeit klagt[1]) und dabei gewiß das englische Volk nicht ausschließt, wenn er auch einzelne Stände desselben mit hartem Tadel straft[2]), so kommt doch die Liebe zu seiner Nation und das Vertrauen auf ihre Kraft gelegentlich schön zum Ausdruck. Als Philipp II. August 1193 bei Knut VI. von Dänemark um seine Schwester Ingeborg anhielt, forderte er, so erzählt Wilhelm, als Mitgift die alten Ansprüche Dänemarks auf England und die Hilfe der dänischen Flotte für ein Jahr. Von einem Eingehen auf diese Forderungen wurde der

[1]) s. S. 133.

[2]) s. den vorhergehenden Abschnitt.

Dänenkönig besonders abgehalten durch seine Großen, denen der Chronist die Worte in den Mund legt[1]): „Das englische Volk ist groß und stark, es ist berühmt wegen der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, und es kann seine Wohlfahrt und seine Freiheit gegen jede auswärtige Macht genügend schützen."

Recht scharf urteilt der Chronist über die keltischen Bevölkerungsreste in England, über die Walliser. Nach einer Schilderung des unzugänglichen und zerklüfteten Wallis sagt er von seinen Bewohnern[2]): „Seiner Natur gemäß bringt es Menschen hervor, ungeschlacht an Sitten, kühn und treulos, die nach fremdem Blute dürsten und das eigene nicht schonen, die immer nach Räubereien trachten und von einem gleichsam angeborenen Hasse gegen die Engländer erfüllt sind."

In ähnlich scharfer Weise äußert sich Wilhelm über das dritte Volk auf der englischen Insel, die Schotten, deren vielfache verheerenden und verwüstenden Einfälle in englisches Gebiet er ja aus nächster Nähe beobachten konnte. Er nennt sie blutdürstig, eine rohe und schlechte Nation und geißelt mit harten Worten die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie sich auf englischem Boden zu Schulden kommen ließen[3]).

Wilhelms Urteile über diese Feinde Englands sind also, wenn auch durchaus nicht ganz unberechtigt, so doch äußerst schroff. Um so mehr überrascht es, wenn er über die weit gefährlicheren Nachbarn auf dem Festlande, die Franzosen, im allgemeinen mit großer Zurückhaltung spricht. Er kennzeichnet ihr romanisches Temperament freilich treffend, wenn er sie einmal „von Natur hitzig und hochfahrend" nennt[4]). Sein gesunder Patriotismus bricht gelegentlich auch durch,

---

[1]) Hist. 4, 26 (Howlett S. 368).

[2]) Hist. 2, 5 (Howlett S. 107).

[3]) s. hierzu Hist. 1, 23 (Howlett S. 72): . . . Scottorum gentem ex effrenata barbarie sanguinis avidam . . . — Hist. 1, 25 (Howlett S. 76): . . . nationis barbarae et perversae . . . — Hist. 2, 32 (Howlett S. 182 f.) usw.

[4]) Hist. 2, 28 (Howlett S. 174): . . . Franci, natura feroces simul et arrogantes. . . .

wenn er von einer glänzenden Waffentat der Engländer über sie berichtet. Als er so erzählt, daß sie 1173 trotz ihrer vorher zur Schau getragenen Siegeszuversicht doch vor Heinrich II. weichen mußten, bemerkt er spöttisch[1]): „So sah man die, die vorher in ihrem wilden Mut und bei ihren lärmenden und prahlerischen Reden Löwen schienen, plötzlich wie Hasen zurückweichen und fliehen."

Aber solch abfällige Urteile, die einem tiefgewurzelten nationalen Gegensatz zu entspringen scheinen, begegnen in in der Historia äußerst selten, und sie beziehen sich meistens auf kleinere Kreise und einzelne Mitglieder des französischen Volkes. So scheint Wilhelm auch mit dem eben zitierten spöttischen Vergleich nach dem ganzen Zusammenhang mehr König Ludwig VII. und seine Großen treffen zu wollen. Wenn er von der Gesamtheit der französischen Nation spricht, zeigt er sonst nichts von niedriger patriotischer Gehässigkeit und engherziger Kleinerungssucht. Es klingt im Gegenteil fast ein Gefühl der Kameradschaft hindurch, wenn er häufig über die gemeinsame Not klagt, die beide Völker durch die fast nie ruhenden Streitigkeiten ihrer Fürsten zu ertragen hatten. Und wir glauben einen Kosmopoliten reden zu hören, wenn er einmal beim Wiederausbruch des Krieges sagt[2]): „Da nämlich jedes Volk für seinen Fürsten eiferte, waren sie gegeneinander so gestimmt und standen sich so gegenüber, als ob die Einzelnen eigenen Vorteil oder Ruhm erstrebten oder Beleidigungen der eigenen Person zu rächen hätten." Wenn Wilhelm dann weiter darüber klagt, daß für das Interesse oder um des bloßen Hochmuts eines einzelnen Fürsten willen soviel Tausende von Christen in Gefahr gebracht würden, so erkennen wir, daß es vor allem

[1]) Ebenda (Howlett S. 175).

[2]) Hist. 3, 14 (Howlett S. 248). Ähnlich Hist. 2, 24 (Howlett 159): . . . memorati duo reges [Heinrich II. u. Ludwig VII.] nunquam diu inter se quievisse noscuntur, populis hinc inde plecti assuetis quicquid illi per superbiam delirassent. Auch über die ewigen Kämpfe der Söhne dieser beiden Herrscher begegnen häufig ähnliche Klagen. Vgl. z. B. Hist. 5, 30 (Howlett S. 491 f.). — S. hierzu auch S. 105.

die internationale Kirche ist, die Wilhelm mit den benachbarten französischen Glaubensbrüdern verbindet und ihn so maßvoll über sie sprechen läßt.

Über das deutsche Volk als solches urteilt der Chronist nur selten, dennoch scheint aus einzelnen Bemerkungen hervorzugehen, daß er sich als Engländer dieser Nation gegenüber einer gewissen Überlegenheit in der Kultur bewußt ist. Es scheint kein Zufall zu sein, wenn er von der erwähnten kleinen Schar deutscher Ketzer, die in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts nach England kamen, berichtet, daß sie außer einem etwas höher stehenden Führer Gerhard ganz ungebildet und völlig ungeschliffene Bauern gewesen seien[1]). Denn als er von der allgemeinen Begeisterung in Deutschland für den dritten Kreuzzug erzählt, meint er[2]): „Ein so großer Eifer des Glaubens und der Gottergebenheit und eine solche Bereitwilligkeit, für Christus die gefahrvolle Kreuzfahrt zu unternehmen, zeigte sich plötzlich bei den großen und sehr wilden Völkern Deutschlands, daß man mit Recht sagen kann: es war Gottes Finger[3]).“ Jedenfalls scheint der Chronist also sonst keine zu hohe Meinung von dem Glaubenseifer der Deutschen und von ihrer Begeisterungsfähigkeit für einen idealen Zweck zu haben. Höher dagegen scheint er von der kriegerischen Tüchtigkeit unserer Vorfahren zu denken, wenn er von den großen und den „sehr tapferen Scharen deutscher Stämme“ spricht, die Barbarossa dann wirklich nach dem heiligen Lande führte[4]).

Die Langobarden Oberitaliens, die Wilhelm kurz in seinem Werke erwähnt, nennt er unruhig und kriegslustig und nach unmäßiger Freiheit strebend[5]).

---

[1]) Hist. 2, 13 (Howlett S. 132 f.): Nam solus erat aliquantulum literatus: ceteri vero sine literis et idiotae, homines plane impoliti et rustici, nationis et linguae Teutonicae. — S. oben S. 84.

[2]) Hist. 3, 24 (Howlett S. 275).

[3]) 2. Mose 8, 19.

[4]) Hist. 3, 27 (Howlett S. 284).

[5]) Hist. 2, 8 (Howlett S. 115).

Besonders schlecht kommen bei ihm die Griechen weg, vor allem, weil sie den Kreuzfahrern so oft Hindernisse in den Weg legten. Er macht ihnen zum Vorwurf, daß sie, obwohl selbst Christen, den Abendländern fast feindlicher gegenüber standen als den Sarazenen[1]). Auch von ihrer Tapferkeit scheint Wilhelm nicht viel zu halten. Bei Richards Kampf auf Cypern spricht er von der „griechischen Schlaffheit", die dem Ansturm der Lateiner nicht lange habe Widerstand leisten können[2]).

Diesen Vorwurf der Schwäche kann Wilhelm den grimmsten Feinden der Christen selbst nicht machen: im Gegenteil, wir sahen schon[3]), wie er, wenn auch widerwillig, die geschickte und tapfere Kampfesart der Sarazenen anerkennt und hervorhebt.

Auch hier können wir trotz des geringen positiven Materials, das sich uns bietet — vielleicht auch gerade deswegen — doch feststellen, daß Wilhelms Urteil über die Völker, die in seinem Werke eine Rolle spielen, im ganzen maßvoll ist. Bei einigen vielleicht zu großen Härten trifft er doch oft auch das Richtige; nirgends aber zeigt sich die kleinliche Freude, alles Englische in den Himmel zu erheben und alles Nichtenglische in den Schmutz zu ziehen. Ebensowenig wie Wilhelm den Engländer ganz verleugnet, ist er krasser Chauvinist. Das beweist jedenfalls schon diese seine Stellungnahme zu den Nationen in ihrer Gesamtheit, und noch besser zeigt es seine Beurteilung der großen Persönlichkeiten in der Geschichte, da bei ihrer schärferen Zeichnung auch seine eigene Ansicht deutlicher hervortritt.

Wilhelms Stellung zu den englischen Königen.

Aus naheliegenden Gründen können wir hier nicht die Urteile des Chronisten über alle hervorragenden Gestalten

[1]) Hist. 4, 13 (Howlett S. 326).

[2]) Hist. 4, 20 (Howlett S. 350 f.) . . . Graeca mollities . . .

[3]) s. S. 89.

seiner Historia eingehender untersuchen; wir werden uns darauf beschränken müssen, die bedeutendsten und zugleich auch bekanntesten Persönlichkeiten herauszugreifen und aus der Art ihrer Darstellung Wilhelms Stellungnahme zu ihnen herauszuschälen versuchen. Sehen wir daher zuerst, wie er über die Könige des eigenen englischen Vaterlandes spricht und urteilt.

Die Herrscher bis 1135 werden von ihm nur flüchtig skizziert. Was Wilhelm I. (1066—1087) betrifft, so nennt er freilich den Erzbischof Ealdred von York gut und klug[1]), der im Gegensatz zu dem Erzbischof von Canterbury dem fremden Eindringling die Krönung nicht versagte, weil er einsah, daß man sich den Zeitverhältnissen fügen und dem göttlichen Willen nicht widerstreiten dürfe. Aber er weist doch darauf hin, daß jener feindliche Angriff eines Christen auf unschuldige Glaubensbrüder, daß das viele vergossene Christenblut, durch das sich dieser König ein Reich geschaffen habe, ihm bei Gott ebenso sehr zur Schuld wie bei den Menschen zum Ruhme angerechnet würde. Dennoch scheint er in diesem ersten Wilhelm den gewandten und tatkräftigen Monarchen zu verehren. Er schildert ihn als von Jugend auf tüchtig in den Waffen, von ungeheurem Mut und glücklichem Erfolg und nennt ihn eine Zierde der Bastarde.

Eigentlich nur Schlechtes dagegen sagt der Chronist von Wilhelm II. (1087—1100)[2]). Er nennt ihn unsinnig und unbeständig auf allen seinen Wegen, wenig gottergeben und der Kirche feindlich, einen Verächter der Ehe und ausschweifend Er wirft ihm eine mißbräuchliche Verausgabung der königlichen Schätze zu verschwenderischen, eitlen Zwecken vor und nach ihrer Erschöpfung eine unmäßige Auspressung der Untertanen. So erscheint er ihm als ein Mann, der sich blähte vor ungemessenem Stolze und bis zum Überdruß, aber auch der Lehre des Evangeliums zum Spott ganz der verderblichen Lust an weltlichem Ruhme ergeben war.

---

[1]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 1, 1 (Howlett S. 21 ff.).
[2]) s. zum folgenden Hist. 1, 2 (Howlett S. 23 ff.).

Wieder in hellerem Lichte sieht der Chronist die Gestalt Heinrichs I. (1100—1135). Anerkennend hebt er die großen Fähigkeiten dieses Königs hervor, der ihm mit vielen guten Eigenschaften begabt scheint, wenn er auch nach seiner Ansicht die Weiber und die Jagd allzusehr liebte[1]).

In dem nach Heinrichs Tode ausbrechenden Thronstreite zwischen den Häusern Anjou und Blois stellt sich Wilhelm entschieden auf die Seite der Anjous. Er nennt die Erhebung Stephans (1135—1154) eine invasio tyrannica und verurteilt ihn und seine Anhänger, die den Heinrich I. geleisteten Eid nicht gehalten hatten, aufs schärfste[2]). Er weiß von der Regierung dieses Königs nicht viel Rühmliches zu sagen, vor allem hebt er ihre Schwäche immer wieder hervor, die er allerdings nicht allein auf die persönliche Untüchtigkeit[3]) Stephans als vielmehr auf die ganze damalige politische Lage in England zurückführt, durch die das Land gleichsam in zwei feindliche Lager geteilt war[4]). Wilhelm beschuldigt diesen Herrscher gelegentlich der Undankbarkeit[5]) und meint, er habe seiner königlichen Person unauslöschliche Schande gemacht, indem er an geistliche Würdenträger Hand anlegte, um Geld von ihnen zu erpressen[6]). Auch mit der Art, wie Stephan sich die weltlichen Großen untertan zu machen suchte, ist er nicht immer einverstanden und macht ihm wohl bei einer solch hinterlistigen Überrumpelung eines Grafen den Vorwurf, daß er dabei die Würde der königlichen Majestät nicht gewahrt habe[7]).

---

[1]) Hist. 1, 3 (Howlett S. 30). S. auch Hist. 1, 2 (Howlett S. 24): . . . Henricus . . . laudabilem praeferens indolem . . .

[2]) s. bes. Hist. 1, 4 (Howlett S. 32 f.). — Nach dem Frieden von 1153 sagt Wilhelm von ihm: . . . tunc primo, purgata invasionis tyrannicae macula, legitimi principis justitiam induit. Hist. 1, 30 (Howlett S. 91).

[3]) s. z. B. Hist. 5, 4 (Howlett S. 422): . . . in diebus regis Stephani, cum per ejus indecentem mollitiem nullus esset publicae vigor disciplinae.

[4]) Hist. 1, 22 (Howlett S. 69 f.).

[5]) Hist. 1, 6 (Howlett S. 37).

[6]) Ebenda (Howlett S. 35).

[7]) Hist. 1, 13 (Howlett S. 49).

Immerhin ist aber auch das Bild dieses Königs nicht ganz ohne edle Züge, vor allem scheint der Chronist eine gewisse persönliche Tapferkeit bei ihm anzuerkennen[1]). Und andererseits ist er trotz seiner prinzipiellen Parteinahme für die Anjous weit davon entfernt, sich nun widerspruchslos auf ihre Seite zu stellen und z. B. die Maßnahmen Mathildens in jedem Falle gutzuheißen. So nennt er die Art ihres Auftretens nach der Gefangennahme Stephans im höchsten Grade töricht und tadelt es, daß ihr dieser Erfolg so sehr in die Krone stieg, und daß sie sich durch ihr prahlerisches Wesen und ihren unerträglichen weiblichen Stolz den kaum errungenen Vorteil wieder verdarb[2]).

Der Nachfolger Stephans, Heinrich II. (1154—1189), ist die Gestalt unter den englischen Königen, der Wilhelm am meisten Sympathie entgegenzubringen scheint. Nach der traurigen Zeit vorher tritt die kraftvolle, energische Persönlichkeit dieses Königs in das schönste Licht. Und auch im Vergleich mit der folgenden Regierung Richards erscheint dem Chronisten die Heinrichs als die zweifellos glücklichere. Zu dieser Einsicht, meint er, hätten später auch die kommen müssen, die diesem Könige während seines Lebens nicht wohl wollten[3]).

„So starb jener berühmte König Heinrich, der meistgenannte unter den Königen der Erde, von denen er noch kurz zuvor keinem an Macht und glücklichen Erfolgen nachstand“, diese Worte zeigen schon die hohe, von stolzem Patriotismus getragene Verehrung, die er für diesen bedeutenden äußeren und inneren Förderer seines Vaterlandes hegt[4]). So hebt

---

[1]) Er betont sie ausdrücklich z. B. bei dem Bericht von seiner Gefangennahme. Hist. 1, 8 (Howlett S. 80).

[2]) Hist. 1, 9 (Howlett S. 41).

[3]) s. bes. Hist. 3, 26 (Howlett S. 283). — Vgl. hierzu auch Beilage II S. 148ff.

[4]) Hist. 3, 25 (Howlett S. 278). — Ähnliche Stellen über die glänzende Machtstellung Heinrichs II. begegnen öfter. So bei Ereignissen des Jahres 1157: Regis autem supra omnes qui hactenus in Anglia regnasse noscebantur latius dominantis, hoc est ab ultimis Scotiae finibus ad montes usque Pyrenaeos, in cunctis regionibus nomen celebre habebatur. Hist. 2, 4 (Howlett S. 106). — Nach der Niederwerfung des ersten großen

er denn auch, ehe Heinrich noch auf den Thron kommt, seine Klugheit und Tapferkeit hervor[1]), und bei dem Bericht von den vielen Kämpfen seiner Regierung sucht er seine kriegerische Tüchtigkeit immer in das hellste Licht zu setzen[2]). Dabei erkennt er aber auch wieder lobend an, daß der König, besonders in der späteren Zeit, nicht durch tadelnswerte Leidenschaft, sondern nur durch Not zum Kampfe getrieben wurde und, wenn es irgend ging, eine friedliche Lösung der Konflikte vorzog[3]). Dem entspricht es, wenn Wilhelm gelegentlich nach der Niederwerfung aufständischer Barone des Königs Milde gegen sie bewundernd hervorhebt[4]). Und so preist der Chronist auch besonders Heinrichs segensreiche Tätigkeit in den inneren Angelegenheiten des Reiches[5]). Er verherrlicht ihn als den gerechten und energischen Verfechter der öffentlichen Ordnung und nennt ihn einen Beschützer der Armen und Freund der Geistlichen. Er weist auf einzelne der von ihm erlassenen Gesetze besonders hin und spricht seine Anerkennung darüber aus, daß er die Untertanen fast gar nicht durch Steuern und Lasten bedrückte und insbesondere die Kirchen und Klöster mit Auflagen verschonte.

Doch bei aller Vorliebe, die Wilhelm so für diesen tüchtigen und kraftvollen Herrscher zeigt, — auch an seiner glänzenden

---

Aufstandes seiner Söhne rühmt der Chronist: Quibus actis, optata populi pace fruebantur; et rex Anglorum tantorum operum atque successuum titulis clarus nominatus est usque ad fines terrae. Hist. 2, 38 (Howlett S. 198). — Man täte Wilhelm unrecht, wollte man solche Stellen für höfische Schmeichelei halten, die er jedem englischen Könige gegenüber zeige. In der ganzen Historia wird man z. B. über Richard nichts dergleichen finden.

[1]) Hist. 1, 29 (Howlett S. 88) . . . prudentiae et fortitudinis praeclaram indolem praeferens, et militaris gloriae non tepidus aemulator existens.

[2]) z. B. Hist. 2, 28 (Howlett S. 174 f.).

[3]) s. bes. Hist. 3, 14 (Howlett S. 249), auch in der allgemeinen Charakteristik Hist. 3, 26 (Howlett S. 282) die Stelle: Discrimen sanguinis et mortes hominum exhorrescens, armis quidem cum aliter non potuit, sed libentius pecuniis cum potuit, pacem quaerere studuit.

[4]) Hist. 2, 29 (Howlett S. 176).

[5]) s. zu folgenden Hist. 2, 1 (Howlett S. 101 f.) und Hist. 3, 26 (Howlett S. 280 ff.).

Gestalt sieht er dunkle Flecken, und es ist bezeichnend für den freien und unbefangenen Standpunkt des Chronisten, wenn er auch diese schlechten Seiten Heinrichs stark hervorhebt und seinem Tadel deshalb auf das bestimmteste Ausdruck gibt. Vor allem an seinen ehelichen Verhältnissen nimmt der streng denkende Mönch Anstoß. Eine Strafe für die in seinen Augen nicht einwandfreie Heirat mit Eleonore, der eben erst geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII., sieht er in den unseligen Streitigkeiten, die dem Könige mit den aus ihrem Schoß geborenen Söhnen erwuchsen[1]). Auch außerhalb der Ehe wirft er Heinrich Ausschweifungen vor[2]). Er nennt ihn der Jagd zu sehr ergeben[3]) und tadelt, wie wir schon sahen, besonders auch seine Bevorzugung der Juden[4]). Als Kleriker

---

[1]) Hist. 3, 280 (Howlett S. 281). Wilhelm sieht das Unerlaubte dieser Ehe nicht in der Verwandtschaft der Gatten, sondern in der Scheidung und der raschen Wiederverheiratung Eleonorens. S. auch Hist. 1, 31 (Howlett S. 93).

[2]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280). Wilhelm spricht hier nur in allgemeinen Wendungen von den sinnlichen Ausschweifungen Heinrichs. Er nennt weder eine Rosamunde Clifford, noch erwähnt er Heinrichs unerlaubte Beziehungen zu der ihm anvertrauten Braut seines Sohnes Richard, zu Adelaide von Frankreich, deren Name überhaupt nirgends in der Historia begegnet. Es schiene mir aber unberechtigt, wenn man darin eine absichtliche Beschönigung der Sitten Heinrichs sehen wollte. Das Verhältnis des Königs zu seiner Buhlerin Rosamunde trifft Wilhelm doch auch in jener allgemeinen Bemerkung. Und ob er von dem Gerüchte über die Verführung Adelaides überhaupt etwas gehört hat, ist sehr fraglich, weil er auch jener franz.-engl. Eheabrede selbst nirgends gedenkt? Wenn der Chronist über diese intimen Hofgeschichten nichts berichtet, so ist das zweifellos ein Mangel seines Werkes; aber man muß diesen Mangel m. E. eher der schlechten Information Wilhelms in Rechnung setzen, als ihn mit einem absichtlichen Verschweigen erklären wollen. Denn es scheint kein Grund vorhanden anzunehmen, daß Wilhelm sich gesträubt habe, von einem Könige, dessen lockere Sitten im allgemeinen er auf das bestimmteste geißelt, das zu berichten, was er an anderer Stelle sogar von einem Bischof sagt. Hist. 5, 11 (Howlett S. 440). — Die Quellen über die unerlaubten Beziehungen Heinrichs zu Adelaide stellt Cartellieri zusammen, Philipp II. August 1, 309 Anm. 1. — S. zu dem vorhergehenden Howlett, Einl. S. LIV.

[3]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280).

[4]) Ebenda. — S. oben S. 87.

macht er ihm ferner die lange Erledigung der Bischofsstühle zum Vorwurf[1]). Und wenn Wilhelm auch in dem Becketschen Streite eine für einen Geistlichen sehr unabhängige Stellung einnimmt,[2]) wenn er auch die Reue, die Heinrich über seine unheilvollen Worte empfand, lobend anerkennt[3]), schließlich meint er doch das traurige Ende dieses einst so mächtigen Herrschers auf seine Schuld dem Erzbischof gegenüber zurückführen zu müssen[4]).

So zeigt Wilhelm, daß „dieser König, der mit vielen Tugenden begabt war, die seiner königlichen Person zum Schmucke gereichten, doch auch mit einigen Lastern behaftet war, die einem christlichen Fürsten sehr viel Schande brachten"[5]). Aber gerecht will er gute und schlechte Eigenschaften gegeneinander abgewogen wissen, und er wendet sich zornig gegen die „undankbaren und zum Bösen geneigten Menschen", die nur auf die Fehler dieses ihres Fürsten die Augen richteten und sie mit Fleiß zerpflückten, von seinen guten Seiten aber nichts wissen wollten[6]).

Äußerst charakteristisch für Wilhelms politisches Empfinden ist seine Stellungnahme zu dem ältesten gleichnamigen Sohn Heinrichs II., dem gekrönten König von England, den wir Jung Heinrich († 1183) zu nennen pflegen. Wir wissen, daß dieser unkindliche Sohn, der von dem Tage seiner Krönung an sich in ständigem offenen und geheimen Aufruhr gegen den Vater befand, und dessen ganzes Leben aus einer Kette undankbarer, eigennütziger und verräterischer Handlungen zusammengesetzt war, dennoch bei seinen Zeitgenossen fast allge-

---

[1]) Ebenda (Howlett S. 280 f.).

[2]) s. S. 80 ff.

[3]) s. bes. Hist. 2, 35 (Howlett S. 187).

[4]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 281). — Wilhelm tadelt z. B. auch scharf Heinrichs Vorgehen gegen Becket nach seiner Flucht (1164): Rex vero Anglorum in absentem irrationabiliter saeviens, et plusquam deceret principem, effrenato furori indulgens, indecora satis et miserabili ultione omnem ejus propinquitatem Angliae finibus exturbavit. Hist. 2, 16 (Howlett S. 142).

[5]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280).

[6]) Ebenda (Howlett S. 282 f.).

meine Beliebtheit genoß. Und wir Nachlebenden verstehen kaum den eigentümlichen Reiz, der von seiner Persönlichkeit ausgegangen sein muß, daß ihm alle Herzen so in gleicher Liebe und Bewunderung zuflogen, und daß er von allen in gleicher Trauer beweint wurde, als ihn ein früher Tod mitten im aufrührerischen Kampfe dahinriß[1]).

Ganz anders nun als die meisten Geschichtsschreiber jener Zeit denkt Wilhelm über diesen Königssohn. Auch er weiß wohl von der allgemeinen Verehrung, die man ihm entgegenbrachte, aber ihm ist sie unverständlich, und er hat für diese Verblendung seiner Zeitgenossen nur die Erklärung, daß eben die Dummen nicht alle werden[2]). Ihm sind die beiden Aufstände des Sohnes gegen den Vater ein fluchwürdiges Verbrechen[3]), er macht ihm zum schweren Vorwurf, daß er die stärksten natürlichen Bande des Blutes nicht achtete und sie gleichgültig wie ein schwaches Spinngewebe zerriß[4]). Beißend bemerkt er daher, der Vater habe ihn nach der ersten Empörung fester an sich knüpfen wollen und „unter Anwendung einer neuen Vorsichtsmaßregel gegen undankbare und verdächtige Söhne“ den Lehnseid von ihm gefordert, damit er wenigstens durch das Recht an seine Pflicht gemahnt würde. So verurteilt Wilhelm Jung Heinrich auf das schärfste. Er wurde zu vieler Verderben geboren[5]), sagt er, und starb früh für sein Alter, aber sehr spät für seine Taten[6]).

---

[1]) Vgl. Norgate, Angevin Kings 2, 220 f. 229 f. u. Cartellieri, Philipp II. August 1, 217 f. — S. hier auch C. E. Hodgson, Jung Heinrich, König von England, Sohn Heinrichs II. 1155—1183. Jenaer Diss. 1906.

[2]) Hist. 3, 7 (Howlett S. 234): Hunc finem habuit inquietus ille puer, ad multorum quidem natus exitium; sed tamen hominibus adeo favorabilis et gratiosus, quia ut scriptum est „Stultorum infinitus est numerus“ [Eccles. 1, 15], ut etiam de mortuo praeclara dicerentur. Vgl. auch Hist. 2, 28 (Howlett S. 172) . . . qua nimirum aemulatione nil stultius . . .

[3]) s. Hist. 2, 27 (Howlett S. 169 f.): . . . execrabilis et foeda dissensio . . . und Hist. 3, 7 (Howlett 233).

[4]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 2, 38 (Howlett S. 196 f.).

[5]) Hist. 3, 7 (Howlett S. 234).

[6]) Ebenda (Howlett S. 233).

„Mein Vater hat Euch mit Ruten gezüchtigt, ich aber will Euch mit Skorpionen züchtigen": diese Worte Rehobeams wendet der Chronist auf Richard (1189—1199) an, um den Unterschied zwischen seiner Regierung und der seines Vaters zu charakterisieren[1]. „Von heftiger und wilder Sinnesart" nennt er den jungen König[2]. Und er verrät ein feines Verständnis für den Grundfehler von Richards Politik[3], wenn er gelegentlich seinen ungezähmten Stolz tadelt, der, die feinen Künste der Diplomatie verschmähend, seinen Erfolgen so oft hindernd im Wege stand. Als er so von den unheilvollen Parteiungen unter den Kreuzfahrern erzählt, die besonders gegen Ende des Kreuzzugs jedes gemeinsame kräftige Vorgehen unmöglich machten, kann er auch den König von einer Schuld daran nicht freisprechen. „Bei seinem stolzen Sinn und seiner großen Macht", sagt er, „erbitterte er die, die er sich vielleicht durch Freundlichkeit hätte gewinnen können, durch die leidenschaftliche Kundgebung seines Unwillens[4]".

Und ähnlich tadelt Wilhelm des öfteren ein falsches und ungeschicktes Vorgehen Richards während seiner Regierung. Den ergrauten Prokurator Ranulf de Glanville, „einen Mann von ausgezeichneter Klugheit", läßt er gleich beim Beginn derselben vom Amte zurücktreten, weil er sah, daß „von dem jungen König manches wenig überlegt und klug betrieben wurde"[5]. Die von Richard ins Werk gesetzte Heirat seines Bruders Johann mit Isabella, einer Tochter des Grafen von Gloucester, einer Verwandten im vierten (dritten) Grade, nennt er „weniger gesetzmäßig und einer mehr als gerechten Fürsorge für den Bruder entspringend"[6].

---

[1]) Hist. 3, 26 (Howlett S. 283). — S. hierzu Beilage II S. 148 ff.

[2]) Hist. 4, 1 (Howlett S. 298).

[3]) s. die treffliche Charakteristik Richards von Stubbs in der Einleitung zum Itinerarium bes. S. XXIII. Vgl. Cartellieri, Philipp II. August 3, 208 f.

[4]) Hist. 4, 23 (Howlett S. 369).

[5]) Hist. 4, 4 (Howlett S. 302).

[6]) Hist. 4, 3 (Howlett S. 302). Howlett zeigt S. 302 Anm. 2, daß Wilhelm sich in dem Grad der Verwandtschaft irrt. Sie war dritten Grades.

Unter anderem macht er dem Könige auch den Vorwurf, bei seiner Abreise nach Jerusalem schlecht für das zurückgelassene Reich gesorgt zu haben[1]). Vor allem aber die wenig auf die Mittel sehende Art dieses Herrschers, für seine Zwecke Geld zu bekommen, tadelt Wilhelm wieder und wieder. Er wendet sich mit harten und bitteren Worten gegen die schonungslose Besteuerung der Untertanen, die keine Privilegien gelten ließ und selbst die bisherigen Freiheiten der Geistlichen nicht achtete[2]). Und auch die wenig ehrliche und königliche Art, durch die sich Richard das Geld zum Kreuzzuge zu verschaffen wußte, hält er offenbar für unwürdig[3]). Er erzählt, wie der König sich den damals fast allgemein verbreiteten Zweifel an seiner Rückkehr zunutze machte und Ämter und Würden, Privilegien und Krongüter verkaufte und schließlich „wie unsinnig" verschleuderte. Als er dann aber aus der Gefangenschaft wieder nach England kam, forderte er alles als bloßes Lehen wieder ein, und aus Furcht vor seiner Macht wagten die so um ihr Geld Betrogenen es ihm nicht zu verweigern. Besonders mit Hinblick auf diese schonungslosen Ausbeutungen der Untertanen, gegen die ihm die mäßigen Lasten unter dem Vater im hellsten Licht erscheinen, fühlt sich Wilhelm wohl zu der oben erwähnten biblischen Parallele veranlaßt.

In dieser Beziehung wird allerdings sein Urteil gegen Ende des Werkes schonender; wenn er auch gelegentlich noch einmal das ausschweifende Leben des Königs und seine geringe Freigebigkeit kurz andeutet[4]), so erkennt er doch im allgemeinen lobend an, daß die Strenge und Härte, die er am Anfang seiner Regierung zeigte, sich später nach dem Kreuzzuge um vieles

---

[1]) Hist. 4, 5 (Howlett S. 306 f.).

[2]) s. z. B. Hist. 5, 1 (Howlett S. 416) oder Hist. 5, 9 (Howlett S. 421). Vgl. auch die Bemerkung über Heinrich II. Hist. 3, 26 (Howlett S. 280): In exquirendis pecuniis paulo immoderatior fuit: sed temporis sequentis supra modum excrescens malitia justificavit eum in hac parte, et decentem modum ab eo innuit esse servatum.

[3]) s. zu folgendem Hist. 4, 5 (Howlett S. 303 ff.) u. Hist. 5, 1 (Howlett S. 415 ff.).

[4]) Hist. 5, 9 (Howlett S. 434 ff.). S. oben S. 52 Anm. 2.

milderte[1]). Scharf verurteilt der Chronist aber die andauernden Kämpfe mit Frankreich, unter denen die Bevölkerung in dieser ganzen Zeit nach der Rückkehr Richards so furchtbar zu leiden hatte. Bei der Frage nach der Ursache dieses Krieges hält er zwar die Sache des englischen Königs für die bessere[2]), aber seine Kampfesweise kann er ebenso wie die Philipp Augusts keineswegs billigen. Oft und mit harten Worten tadelt Wilhelm dieses unsinnige Wüten der beiden Könige, das schlimmer als Pest und Hungersnot das Land bedrückte, das weder zur Winterszeit noch zur Zeit der christlichen Feste aussetzte, und durch Raub, Mord und Feuer die Christenvölker auf das furchtbarste schädigte[3]). Und es liegt ein Vorwurf auch für Richard darin, wenn Wilhelm sich fragt, warum denn dieser endlose verhängnisvolle Krieg nicht durch eine entscheidende Schlacht abgekürzt wurde. Aber, sagt er, wenn die eine Partei schlagen wollte, weil sie sich stärker fühlte, so wollte es die andere nicht, weil sie sich ihrer Schwäche bewußt war. Und so suchte jede die andere schließlich zu erschöpfen und zu ermatten und zog in der Hoffnung auf eine günstigere Gelegenheit den Krieg lieber hinaus, als daß sie ihm durch ein ruhmvolles Wagnis ein Ende machte[4]).

Dieses Urteil über Richards kriegerische Leistungen ist um so bemerkenswerter, als Wilhelm sonst bei aller Schärfe, mit der er sich über andere Seiten dieses Königs äußert, gerade seine kriegerische Tüchtigkeit sehr hoch zu halten scheint und sie mehr als einmal besonders betont. Ja, wir merken bei ihm etwas von hohem patriotischen Stolz, wenn er auf die glänzenden Waffentaten dieses englischen Herrschers zu sprechen kommt. Und neben seiner hohen Befähigung als Führer hebt er auch

---

[1]) s. Hist. 5, 3 (Howlett S. 421), bes. die Stelle: Rex vero Anglorum de captivitate reversus, Deo propitio, mitior inventus est.

[2]) s. z. B. Hist. 5, 15 (Howlett S. 455 ff.).

[3]) s. z. B. Hist. 5, 17. 26. 27. 30 (Howlett S. 460. 484 f. 486. 491 f.).

[4]) Hist. 5, 30 (Howlett S. 492).—Wie Cartellieri, Philipp II. August 3, 210 Anm. 1 bemerkt, ist diese Stelle ein frühes Beispiel klarer Erkenntnis dessen, was in der modernen Theorie Ermattungsstrategie genannt wird.

Richards persönliche ritterliche Tapferkeit gern hervor[1]), wenn er auch einmal tadelnd bemerkt, daß er zu früh und zu leidenschaftlich der Übung in den Waffen obgelegen habe[2]). Mit offenbarem Stolz erzählt er, daß der König im heiligen Lande 10 000 Mann gleich gerechnet wurde[3]), und läßt selbst Saladin vor seiner Tapferkeit Hochachtung empfinden und sie ihm in wohlgesetzten Worten durch einen Boten aussprechen[4]).

Dabei sehen wir Wilhelm des öfteren eifrig bemüht, die Kriegsehre Richards von Flecken freizuhalten und ihn vor Vorwürfen zu schützen, die ihm Böswillige in dieser Hinsicht vielleicht machen konnten, Da so z. B. der Waffenstillstand, den der König 1194 mit Philipp August schloß, wenig ehrenvoll erscheinen konnte, beeilt sich Wilhelm zu betonen, daß dabei das Moment der Nützlichkeit ausschlaggebend gewesen sei, und meint, man habe die damaligen Zeitverhältnisse berücksichtigen müssen, wenn auch die Ehre dadurch ein wenig Schaden genommen habe[5]). Ebenso glaubt er den langen Aufenthalt auf Cypern entschuldigen zu müssen, durch den Richard den Belagerern von Accon seine sehnlichst erwartete Hilfe so lange entzog. „Das Glück seines ausgezeichneten Erfolges,“ sagt er[6]), „zu dem man ihn beglückwünschen, weswegen man ihn aber nicht schelten konnte, rechtfertigte seine notwendige Zögerung.“ Vor allem sucht Wilhelm auch den Vorwürfen zu begegnen, die man Richard dafür machen konnte, daß er trotz seines Gelübdes bei der Abfahrt aus dem heiligen Lande später keinen neuen Kreuzzug unternahm. Er meint, daß der König

---

[1]) z. B. Hist. 4, 29 (Howlett S. 377): Egressus quippe in spiritu fortitudinis, et non solum optimi ducis verum etiam fortissimi militis implens officium . . .

[2]) Hist. 4, 5 (Howlett S. 306).

[3]) Hist. 4, 29 (Howlett S. 378).

[4]) Ebenda (Howlett S. 377). — S. oben S. 90.

[5]) Hist. 5, 3 (Howlett S. 420). —Ähnlich berichtet Wilhelm über den dreijährigen Waffenstillstand, den Richard 1192 mit Saladin schloß: . . . per operam regis Anglorum, solis culpandam aemulis, celebratae firmataeque sunt . . . induciae . . . Hist. 4, 29 (Howlett S. 378).

[6]) Hist. 4, 20 (Howlett S. 351).

dies Gelübde nicht hielt, dürfe ihm nicht zur Schuld angerechnet werden, sondern er würde bei nüchternen Richtern leicht dafür entschuldigt durch die Not, die er zuerst durch den deutschen Kaiser und dann durch den König von Frankreich zu erleiden hatte[1]). So braucht kaum gesagt zu werden, daß Wilhelm es von vornherein für erfunden erklärt, wenn man seinem Könige vorwarf, das heilige Land an Saladin verraten zu haben, an der Ermordung Konrads von Montferrat schuld zu sein und ebenso Philipp August nach dem Leben zu trachten. „Bei seinem stolzen Sinn verachtete er solche Beschuldigungen und Schmähreden seiner Neider", bemerkt der Chronist einfach[2]).

Also auch in der Beurteilung der englischen Könige zeigt Wilhelm überall einen gesunden Patriotismus, der oft von hoher Liebe und Begeisterung für diese obersten Vertreter seiner Nation beseelt ist. Aber keineswegs, so dürfen wir wohl zusammenfassend sagen, macht diese Verehrung ihn blind gegen ihre Fehler und Schwächen. Indem er sich auch hier mehr über die Sache stellt, ist es ihm möglich, einen freieren Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er ihre schlechten Seiten oft mit scharfem Blick erkennt. Und mit schönem Freimut deckt er sie dann auf und geißelt sie ohne Rücksichten auf englisch-dynastische Interessen oft auf das schärfste. Wir müssen anerkennen, daß es Wilhelm durchweg auch hier gelungen ist, der von ihm selbst in diesem Zusammenhang aufgestellten Forderung gerecht zu werden, und ein unparteiischer und nüchterner Richter zu sein.

Wilhelms Stellung zu auswärtigen Fürsten.

Um ein einigermaßen geschlossenes Bild von Wilhelms nationaler und politischer Weltanschauung zu gewinnen, prüfen

---

[1]) Hist. 5, 27 (Howlett S. 486).
[2]) Hist. 4, 28 (Howlett S. 373).

wir im folgenden andererseits seine Stellungnahme zu den bedeutenderen Persönlichkeiten des Auslandes. Diese verdanken ihre Erwähnung in seiner englischen Geschichte naturgemäß meist ihren England-feindlichen Beziehungen. Und bei der in jener Zeit begründeten engen lokalen Begrenzung der historischen Überlieferung im allgemeinen und bei Wilhelms unzulänglicher Information speziell liegt es auf der Hand, daß er von dem Leben und Wirken der Fürsten entfernterer Länder oftmals nur diesen Ausschnitt ihrer politischen Tätigkeit kannte und sie ausschließlich danach beurteilte. Schon daraus ergibt sich, daß wir hier nicht so breit ausgemalte Porträts wie bei den Königen des eigenen Landes erwarten dürfen, und daß sie uns vielfach in englischem Sinne verzerrt erscheinen. Dieses Moment ist bei der folgenden Untersuchung wohl im Auge zu behalten.

Wir sahen oben, wie Wilhelm über die benachbarten Schotten, den Schrecken des nördlichen Englands, nicht auf das schonendste urteilt[1]). So erregt es unsere Verwunderung, wenn er von ihren Königen in ganz anderer Weise spricht. In David I. (1124—1153) sieht er einen Herrscher, bei dem die Sorge für das Reich und die für das eigene Seelenheil sich in richtigem Gleichmaß die Wage hielten[2]). Er preist seine kluge und machtvolle Regierung, dabei aber auch seine Frömmigkeit und Gottesfurcht. Und muß der Chronist ihn auch tadeln, weil er seine wilden Schotten in England einfallen ließ, so sagt er doch gleichsam entschuldigend, daß David dabei für eine nach seiner Ansicht gerechte Sache, für die seiner Nichte Mathilde, allerdings mehr als billig, eingetreten sei. Auch seien die entsetzlichen Ausschreitungen der schottischen Kriegsvölker gegen seinen Willen geschehen und vergeblich von ihm zu hindern gesucht. Kurz, dieser König erscheint Wilhelm als ein rex non barbarus barbarae gentis.

Wollte man in Wilhelms Werk nach der Idealgestalt eines Herrschers, einem Mann ganz nach seinem Herzen suchen,

---

[1]) s. S. 92.

[2]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 1, 23 (Howlett S. 71 f.).

man fände ihn vielleicht in Davids Nachfolger, in Malcolm IV. von Schottland (1153—1165). Bei der Zeichnung dieses Königs führt begeisterte Verehrung dem Chronisten die Feder. „Er war", meint Wilhelm[1]), „mit den Segnungen des göttlichen Wohlgefallens so überschüttet, daß er von zarter Kindheit an die Glut der göttlichen Liebe spürte. In seinem ganzen Leben von keuscher Reinheit, ragte er so hervor durch den Ruf seiner Demut und Unschuld, durch die Reinheit seines Gewissens und durch sein liebenswürdiges, aber gesetztes Wesen, daß er unter den Kindern der Welt, denen er nur in seinem Äußeres glich, ein Mönch und unter den Menschen, die er beherrschte, ein Engel auf Erden schien. Wunderbar erscheinen solche Eigenschaften bei einem Könige, und dazu bei einem Könige einer so barbarischen Nation, die er aber, da Gott alle seine Werke lenkte, so regierte, daß er wegen jener hervorstechenden Tugenden von den Barbaren nicht verachtet, sondern bewundert und geliebt wurde, während er durch seine königliche Macht und Strenge den Bösewichtern und Vermessenen ein Schrecken war." Und wie hier, so preist Wilhelm auch an anderen Stellen[1]) ebenso seine kraftvolle und kluge Regierung wie seinen streng sittlichen Lebenswandel und stellt mit diesem rückhaltlosen Lobe des Königs eines ihm sonst so verhaßten Volkes seiner unparteiischen und freien Stellung das glänzendste Zeugnis aus.

Auch von Malcolms Nachfolger, Wilhelm dem Löwen (1165—1214), der durch die Unterstützung der aufständischen Barone Heinrich II. so viel zu schaffen machte, spricht der Chronist durchaus ruhig und maßvoll. Der Vergleich mit dem Bruder fällt freilich nicht zu seinen Gunsten aus, aber besonders nach seiner Heirat führte auch er ein besseres Leben und regierte glücklicher, meint Wilhelm[2]). Und die persönliche Tapferkeit dieses Herrschers läßt er im hellsten Licht erscheinen, als er von seiner Gefangennahme durch die königstreuen englischen

---

[1]) Hist. 1, 25 (Howlett S. 76 f.). S. ferner über Malcolm Hist. 2, 4. 19 (Howlett S. 105 f. 147 f). — Vgl. S. 46 f. u. S. 130.

[2]) Hist. 2, 19 (Howlett S. 148).

Großen im Jahre 1174 erzählt[1]). Der König war nur von einer kleinen Schar seiner Leute umgeben, als er nichtsahnend plötzlich von den Engländern überrumpelt wurde. Wilhelm berichtet, wie er dennoch keineswegs seine Unerschrockenheit verlor, sogleich grimmig die Waffen schwang und, die Seinen durch Wort und Beispiel anfeuernd, sich mit dem Ruf „Jetzt zeigt sich, wer ein Ritter ist" als erster auf die Feinde stürzte.

Dieselbe leidenschaftslose Art der Beurteilung zeigt Wilhelm im ganzen auch gegen einen anderen langjährigen Feind Heinrichs II., gegen Ludwig VII. von Frankreich (1137—1180). Er zeichnet offenbar ein treffliches Charakterbild dieses Fürsten, wenn er von ihm sagt[2]): „Er war Gott in heißer Inbrunst ergeben, gegen seine Untertanen überaus milde gesinnt, durch hohe Verehrung des Priestertums ausgezeichnet, aber etwas einfältiger, als einem Fürsten wohl ansteht. Die Wahrheit des Apostelwortes, daß böse Reden gute Sitten verderben, konnte man an mehreren seiner Handlungen erkennen. Denn in übermäßigem Vertrauen auf die Ratschläge einiger seiner Barone, die nach Recht und Billigkeit nicht viel fragten, geriet er trotz seines im Grunde vorzüglichen Charakters mehrfach auf häßliche Abwege: so als er für einen schlechten Sohn gegen einen guten Vater Partei nahm und mit allen Hilfskräften seines Reiches den Feind der Natur[3]) unterstützte." Wie hier die Parteinahme für Jung Heinrich, so macht Wilhelm ihm ein andermal besonders den Bruch eines Waffenstillstandes zum Vorwurf, und meint, wenn Ludwig später auch die Schuld hierfür dem Grafen von Flandern zugeschoben hätte, der ihn dazu verleitet habe, so hafte die Schande dieses häßlichen Treubruchs doch mehr an der Person des Königs[4]). Sonst aber spricht er über Ludwig VII. fast durchweg in dem-

---

[1]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 2, 33 (Howlett S. 185).

[2]) Hist. 3, 4 (Howlett S. 223). — Vgl. Cartellieri, Philipp II. August 1, 2 und ebenda Nachträge 131 ff.

[3]) hostem naturae d. h. den Verächter der natürlichen Bande des Blutes. S. Beil. II S. 144 ff.

[4]) Hist. 2, 36 (Howlett S. 194). Wilhelm berichtet hier von der Belagerung von Rouen (1174).

selben milden und maßvollen Tone wie in der wiedergegebenen allgemeinen Charakterschilderung.

Einen ähnlichen Gegensatz wie zwischen Heinrich II. und seinem Sohn und Nachfolger Richard stellt der Chronist fest zwischen Ludwig VII. und Philipp II. August[1]) (1180 bis 1223). Wenn Richard sich aber nach dem Kreuzzuge besserte und gegen seine Untertanen milder wurde, wie er sagt, so trat umgekehrt bei Philipp August eine Wendung zum Schlechteren ein. Gerade von ihm, meint er, habe man wegen des Rufes seines Vaters und seines eigenen zarten Alters das Beste gehofft, und alle Welt habe ihm Gutes gewünscht. Aber nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande sei er durch seinen unversöhnlichen Haß gegen Richard wie verwandelt erschienen und fast allen und besonders den Mönchen und Geistlichen ein strenger Herrscher gewesen, gleich als wenn er an den eigenen Untertanen seine Rache habe sättigen wollen. Es ist bemerkenswert, daß Wilhelm sich bei diesem Urteil zum guten Teil auf einen Ausspruch des Erzbischofs Johann von Lyon zu stützen scheint. Dieser Kirchenfürst, erzählt er, habe [im September 1194] zu London bei einer Zusammenkunft mit angesehenen Persönlichkeiten gehört, wie man über die Härte Richards klagte und darauf eingeworfen: „Sprecht nicht so, ich sage Euch, euer König ist im Vergleich zu dem französischen der reine Eremit.“ Und zur weiteren Charakteristik Philipp Augusts habe er dann noch mehreres hinzugefügt und besonders auf seine harte Besteuerung der Kirchen und Klöster hingewiesen.

Dies ist der einzige Fall, wo Wilhelm auf die innere Regierungstätigkeit dieses Königs zu sprechen kommt; weit öfter hat er Gelegenheit, über seine äußere Politik zu urteilen, und es ist nur natürlich, wenn er uns hier kein freundliches Bild von einem Herrscher zeichnet, der mit allen Mitteln nach der Niederwerfung des englischen Rivalen trachtete. In bitteren Klagen und harten Anschuldigungen spricht Wilhelm oft über den unsäglichen Streit, der fast die ganze Regierungszeit dieser

[1]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 5, 3 (Howlett S. 421 f.). — Vgl. Cartellieri, Philipp II. August 3, 99 f.

beiden Könige ausfüllte, und der so viel Unglück über ihre Völker und die ganze Christenheit brachte. Und dürfen wir uns wundern, wenn seine Vorwürfe sich vor allem gegen Philipp August richten? Er beschuldigt diesen König des Nachbarvolkes eines tödlichen Hasses gegen Richard.

Schon in Messina, meint er[1]), habe jener ohne Berechtigung einen tiefen Groll gegen den englischen König gefaßt, und dieser habe sich in der folgenden Zeit mehr und mehr verstärkt durch den Neid wegen der größeren Erfolge Richards und durch Eifersucht auf seine größere Beliebtheit[2]). Und als einen Ausfluß dieses schon im heiligen Lande kaum noch gezügelten unversöhnlichen Hasses betrachtet und wertet Wilhelm das ganze spätere Verhalten Philipp Augusts. Darum ist er auch geneigt, hierin den eigentlichen Grund für seine frühe Heimfahrt zu sehen[3]), „die dem christlichen Heere sehr mißfiel und einem solchen Fürsten Schande zu bringen schien". Mit Verachtung berichtet er von dem listigen Anschlag, durch den der König sich in Rom Befreiung von dem eidlichen Versprechen zu erwirken suchte, das englische Gebiet während der Abwesenheit Richards nicht zu verletzen. „In seiner List durchschaut", sagt er, „und gebundener als je kehrte er unrühmlich in die Heimat zurück[4])."

Als er dann bald darauf die Nachricht von der Ermordung Konrads von Montferrat erhielt, „trauerte er zwar", wie der Chronist meint[5]), „über den unwürdigen Tod des Freundes, aber größer als der Schmerz hierüber war bald die Freude über

---

[1]) Hist. 4, 12 (Howlett S. 325). Porro rex Francorum urbis hospitae irruptionem ad suam trahens injuriam, et pro nihilo ducens indulti hospitii gratiam, implacabilem contra regem Anglorum concepit, totisque imbibit medullis rancorem: qui nimirum occultatus pro tempore erupit suo tempore claruitque orbi terrarum . . .

[2]) s. z. B. Hist. 4, 21 (Howlett S. 353): Porro regem Francorum tanta ejus gloria jam urere coeperat, et cordis sui aestus tabificos aegre dissimulabat, cum se intueretur viribus et opibus longe imparem usw.

[3]) Hist. 4, 22 (Howlett S. 357). — S. oben S. 56.

[4]) Ebenda (Howlett S. 358).

[5]) Hist. 4, 25 (Howlett S. 365 ff.).

die sich hier bietende günstige Gelegenheit, den englischen König zu beschimpfen". Und mit verächtlichem Spott erzählt Wilhelm, wie Philipp August die Ermordung des Markgrafen Richard zuschob und vorgab, auch selbst durch seine Mörder verfolgt zu werden, nur um die Seinen gegen ihn aufzureizen. Bezeichnend sind die Worte, die er hier den „Klügeren" und „Verständigeren" in den Mund legt, durch deren Rat der König jetzt noch von einem Angriff auf England abgehalten sei.

„Lieber als Gold und Edelstein", sagt der Chronist[1]), war ihm dann aber die Nachricht von der Gefangenschaft Richards, und als er diesem jetzt den Krieg erklärte, meint er[2]): „Unrühmlich und schimpflich erschien es allen, einem Gefangenen und völlig Wehrlosen den Krieg anzusagen, aber: die boshafte Gier zu schaden fragt nicht nach der Ehre." „Seine Bosheit brach durch, und unfähig, Frieden zu halten, fiel er mit dem gesammelten Heere in die Normandie ein", „ohne jedes Völkerrecht", wie Wilhelm an anderer Stelle[3]) sagt. Mit derselben Entrüstung berichtet er auch von den wiederholten Bestechungsversuchen, die der König bei Heinrich VI. machte, um die Freilassung Richards zu hindern, und die er damit begründete, daß „die Menschheit nicht ruhig sein könne, wenn solch ein Störenfried wieder frei werde"[4]).

Wilhelms Urteil über Philipp Augusts Politik in diesen für England besonders kritischen Jahren ist also äußerst schroff. Aber aus allem sehen wir, daß es nicht allein der Engländer in ihm ist, der so scharf über den nationalen Feind urteilt, sondern fast noch mehr der streng denkende Mönch, der für den bedrängten Pilger Partei nimmt. Alles, was Philipp August nach seiner Rückkehr gegen Richard unternahm, war nach kirchlicher Theorie ein schweres Verbrechen, weil es eine Nichtachtung der Unverletzlichkeit des Pilgers bedeutete.

---

[1]) Hist. 4, 32 (Howlett S. 384).

[2]) Hist. 4, 34 (Howlett S. 389).

[3]) Hist. 5, 15 (Howlett S. 455).

[4]) s. bes. Hist. 4, 34 (Howlett S. 389) u. Hist. 4, 40 (Howlett S. 402 f.): Itaque infecto foedissimae molitionis negotio . . .

Und indem Wilhelm vor allem dies Moment immer wieder hervorhebt und sich so einseitig auf den kirchlichen Standpunkt stellt, kommt er zu jenem vernichtenden Urteil gegen den französischen König. Er wird ungerecht gegen ihn, indem er kein Verständnis hat für die von französischer Seite vertretene staatliche Theorie, die jener kirchlichen gegenüberstand.

Viel ruhiger und maßvoller wird daher auch sein Urteil über Philipp August bei dem Bericht von den späteren englisch-französischen Kämpfen nach der Rückkehr Richards. Wir sahen schon, wie er hier mehr beide Könige mit seinem Vorwurf trifft, wenn er von ihrem maßlosen Wüten spricht, in dem sie die Kräfte der Christen zerfleischten[1]).

Was das Privatleben Philipp Augusts betrifft, so wirft Wilhelm ihm besonders die Verstoßung Ingeborgs vor. Er erzählt, wie der König 1193 um die Schwester des Dänenkönigs warb, auch hierbei geleitet von seinem unversöhnlichen Haß gegen Richard[2]). Die plötzliche Trennung aber von der kaum gewonnenen Gemahlin nennt er „nicht nur unerlaubt, sondern auch höchst schimpflich für einen König." Er meint, was für Gründe ihn auch dazu getrieben hätten, jedenfalls seien sie ungenügend und nicht triftig genug, eine christliche Ehe zu scheiden[3]). „Aber", fährt er fort, „wenn auch der Grund dieser übereilten Verstoßung ungewiß ist, dessen darf kein Zweifel sein, daß der, der die Grube grub, selbst hineinfiel, und daß jenem, der unter dem Vorwande einer Heirat frevelhaft nach dem Blute eines unschuldigen christlichen Volkes dürstete, diese Heirat nach Gottes klarem Urteil zur ewigen Schande gereichte."

Mit Genugtuung erzählt der Chronist, wie spätere Heiratspläne des Königs scheiterten, weil er wegen dieser Geschichte in schlechten Rufe gekommen war[4]), und von seiner schließ-

---

[1]) s. S. 105.

[2]) s. hierzu und zu dem folgenden bes. Hist. 4, 26 (Howlett S. 368 ff.). — S. oben S. 91 f.

[3]) s. oben S. 41.

[4]) s. bes. Hist. 4, 32 (Howlett S. 385 f.), auch Hist. 5, 16 (Howlett S. 459 f.).

lichen Verheiratung mit Agnes von Meran berichtet er[1]): „Später endlich führte der König ohne jede Furcht vor Gott und ohne von der Kirche gehindert zu werden, die Tochter eines deutschen Herzogs als Gemahlin heim: d. h. wenn man überhaupt von Gemahlin sprechen darf, da sie eher Kebsweib und mehr verführt als heimgeführt schien.“ Auch dieses scharfe Urteil entspringt vor allem dem streng sittlichen Empfinden des Chronisten und kann kaum als bloße Gehässigkeit aus nationalen Gründen ausgelegt werden.

Daß Wilhelm in Fragen, wo sein sittliches Gefühl nicht verletzt wird, auch gegen Philipp August eine freiere Stellung einnimmt, zeigt z. B. seine Behandlung der beiden Rivalen Konrad von Montferrat und Wido von Lusignan[2]). Die verschiedene Parteinahme für diese beiden Gegner bildete einen Hauptpunkt in dem Streite der beiden Könige. So muß uns die Stellungnahme Wilhelms überraschen, der von Wido, dem Schützlinge Richards, mit offenbarer Abneigung spricht, und Konrad, für den Philipp Partei ergriff, im hellsten Lichte erscheinen läßt. Er nennt Wido freilich einmal vir strenuissimus[3]), aber in ihm sieht er im letzten Grunde die Ursache der ganzen Verwirrung im heiligen Lande und der Niederlage der Christen[4]). Denn eine militärische Unvorsichtigkeit, durch die die Schlacht bei Hattin so verhängnisvoll wurde, macht er ihm zum schwersten Vorwurf[5]). Die früheren Könige nämlich, sagt Wilhelm, hätten bei einem Kriege in den Festungen genügend Besatzung gelassen, um im Fall einer Niederlage immer einen sicheren Rückhalt zu haben. „Dieser König aber,“ fährt er spöttisch fort, „zum Verderben des christlichen Königreichs eingesetzt von einem

[1]) Hist. 5, 16 (Howlett S. 459 f.).

[2]) s. zu folgendem Groh, Der Zusammenbruch des Reiches Jerusalem. Jenaer Diss. 1909.

[3]) Hist. 4, 29 (Howlett S. 378). Wilhelm nennt Wido so, als er berichtet, daß Richard ihm bei seiner Abreise Cypern schenkte. In diesem Zusammenhang scheint er auf das Beiwort nicht allzu großes Gewicht zu legen.

[4]) s. bes. Hist. 3, 20 (Howlett S. 266) . . . qui totius ab initio turbinis et cladis occasio fuerat . . .

[5]) s. zum folgenden Hist. 3, 17 (Howlett S. 257 f.).

Weibe[1]), — auf daß ein Weib nicht schuldlos sei an solchem Unglück — befahl in einem sehr tapferen Edikt, daß das ganze Volk wie ein Mann zur Schlacht auszöge. Das ging so weit, daß die Diener des Königs mit den Gesunden die Kranken zum Auszuge zwangen, gleichsam um durch die Zahl Saladin abzuschrecken. Als so alle mehr zu einer Opferung als zu einer Schlacht ausgerückt waren, und nur die ganz Schwachen mit den Weibern und Kindern in den Städten zurückblieben, hing das Schicksal des ganzen berühmten Königreichs Jerusalem von dem Erfolg einer einzigen Schlacht ab."

So in Wilhelms Augen der eigentliche Urheber von Hattin, war Wido, wie er meint, auch später nach seiner Auslösung „den Christen mehr ein Hindernis als ein Trost"[2]). „Als er nämlich kraft königlichen Rechts Tyrus von dem Markgrafen zurückforderte, und dieser ihm die Stadt auf alle Weise verweigerte, da er sie mit großer Mühe gegen die Feinde behauptet habe, denen sie ebenso ausgesetzt gewesen sei wie alles übrige, ging er mit vielen, die sich ihm anschlossen, nach Tripolis und war dem Markgrafen feindlich gesinnt." Dadurch, sagt Wilhelm, bekam die christliche Sache zwei einander feindliche Zentren und wurde wenig gefördert. Ja, er meint sogar, in dieser schlauen Voraussicht habe Saladin den König, der von Anfang an das Unheil der Christen verschuldet habe, überhaupt freigegeben, um so unter dem Schein des Rechts ihren Erfolgen entgegenzuarbeiten.

So scheint der Chronist mit seinen Sympathien ganz auf Seiten Konrads zu stehen, er verliert kein Wort des Vorwurfs über die Verweigerung von Tyrus. Er erkennt sein großes Verdienst um die christliche Sache in vollem Umfange an[3]), und nirgends sucht er es, wie doch für einen englischen Chronisten so nahe lag, irgendwie herabzusetzen oder durch Vorwürfe

---

[1]) Vgl. hierzu Hist. 4, 24 (Howlett S. 363). Regina quippe Jerosolymorum, quae . . . Guidoni infelicissime nupserat. . . — S. auch Hist. 3, 16 (Howlett S. 255 f.).

[2]) s. hierzu und zum folgenden Hist. 3, 20 (Howlett S. 265 f.).

[3]) s. z. B. Hist. 3, 19 (Howlett S. 262 ff.).

kleinlicher Art zu verdunkeln. Er nennt ihn im Gegenteil klug und hochherzig[1]) und spricht von dem unwürdigen Tod dieses clarissimus vir offenbar mit aufrichtigem Schmerz[2]).

So erwarten wir fast, Wilhelm müßte Philipp August zustimmen, wenn er ihn seine Stellungnahme für Konrad damit begründen läßt[3]), „daß der geeigneter für den Thron sei, der wenigstens einen Teil des christlichen Reiches gerettet, als jener, der es gänzlich verloren habe". Und es klingt nach dem früheren beinahe eigenartig, wenn er Richard hierauf entgegnen läßt: „Er [Wido] hat das christliche Reich verloren, nicht verraten. Denn er hat es nicht durch eigene Bosheit, Nachlässigkeit oder Feigheit an die Feinde ausgeliefert. Sondern durch den böswilligen Verrat anderer verlor er es ohne eigene Schuld, indem er selbst mitsamt seinem Reiche verraten und zu Grunde gerichtet und von den Seinen den Feinden in nichtswürdiger Weise ausgeliefert wurde, aus deren Händen ihn aber Gottes Hilfe befreite. Entweder muß seine Schuld hieran nachgewiesen werden, oder ihm müssen seine Rechte erhalten bleiben, deren er beraubt zu werden nicht verdient hat." Aber Wilhelm sieht auch in der Tat den eigentlichen Grund für Richards Parteinahme in einem ganz anderen Umstande, nämlich einfach darin, daß Wido Poiteviner, also Engländer war, und seine ganze Verwandtschaft sich bei Richard befand. Auf alle Fälle aber verdient Wilhelms sonstige unparteiische Stellung zu diesen Schützlingen der beiden Könige volle Beachtung.

Von den deutschen Kaisern behandelt der Chronist zuerst etwas eingehender Friedrich I. (1156—1189). Er macht ihm und seiner Politik besonders zwei Vorwürfe. Wie schon erwähnt[4]) selbst ein eifriger Anhänger Alexanders III., tadelt er den Kaiser, daß er „wegen eines alten Hasses" und „einer persönlichen Feindschaft" gegen diesen die Partei Victors IV. ergriff und so den kirchlichen Frieden, der sonst bald hätte

---

[1]) Ebenda (Howlett S. 263).

[2]) Hist. 4, 24 (Howlett S. 363 ff.).

[3]) s. hierzu und zu dem folgenden Hist. 4, 21 (Howlett S. 354 f.).

[4]) s. oben S. 75.

wieder hergestellt werden können, auf lange Zeit zerstörte[1]). Eigenartig und bezeichnend für Wilhelms ganze Denkweise ist der andere Vorwurf, den er dem Kaiser macht. Als er nämlich von seinem Kreuzzuge erzählt und berichtet, wie die Kreuzfahrer sich den Durchzug erzwangen, den ihnen die Sarazenenfreundlichen Griechen verweigerten, sagt er[2]): „Ich aber glaube es keineswegs billigen zu können, daß die Christen, die gegen die Heiden die Waffen ergriffen hatten, sich so gegen christliche Brüder zum Angriff wandten, wenn diese sich auch wenig brüderlich zeigten." Und etwas später meint er: „Der christliche Kaiser hätte mit besserem Bedacht gehandelt, wenn er sich von diesem pflichtvergessenen, aber immerhin christlichen Herrscher abgewandt und einen anderen Zugang nach Syrien gesucht hätte, wenn auch unter großen Mühen und Kosten." So ist es auch hier mehr der kirchliche und der christlich-sittliche Standpunkt des Chronisten, der ihn den Kaiser tadeln läßt, während er sonst immer mit der größten Hochachtung von ihm spricht und das „sehr traurige Ende eines so berühmten Mannes" auf das tiefste beklagt[3]).

Viel schärfer urteilt Wilhelm über seinen Sohn und Nachfolger Heinrich VI. (1190—1197). Und können wir uns darüber wundern, wenn er ihm die lange Gefangenhaltung Richards, die so viel Unglück über England brachte, zum schwersten Vorwurf macht? Noch viel schlimmer als der französische König verging Heinrich sich doch in den Augen der Kirche, indem er sich an der Person des heimziehenden Pilger selbst vergriff. Daß Wilhelm andererseits in den Richard zur Last gelegten Verbrechen bloße Verleumdungen Böswilliger sieht, haben wir oben gezeigt[4]). Von diesem seinem Standpunkte aus verstehen

---

[1]) Hist. 2, 9 (Howlett S. 119. 121). — Hist. 2, 17 (Howlett S. 144) nennt er ihn ecclesiasticae pacis diruptor.

[2]) s. hierzu und zum folgenden Hist. 4, 13 (Howlett S. 327 f.). — S. hier auch die alttestamentliche Parallele (4. Mose 20, 14—21), durch die Wilhelm sein Urteil zu stützen sucht. Vgl. S. 124.

[3]) Hist. 4, 13 (Howlett S. 329). — Vgl. S. 129.

[4]) s. S. 107.

wir seine tiefe Entrüstung über die Gefangenhaltung des Königs und seinen leidenschaftlichen Zorn, der zum Durchbruch kommt, wenn er sagt[1]): „So ward der christliche Kaiser, verführt durch seine Habgier, dem Könige zum Saladin und befleckte das römische Reich durch frische unauslöschliche Schande. Denn wann hörte man je, daß ein christlicher König oder Kaiser einen anderen christlichen Fürsten, der vom Kreuzzuge heimkehrend arglos sein Gebiet durchzog, zum Gefangenen machte! Aber: was vermag nicht über ein Menschenherz der unselige Hunger nach Gold[2])? In niedriger Gewinnsucht verschloß sich der römische Kaiser, o Schande, jedem Gesetz der Ehre und jedem menschlichen und göttlichen Recht; er wußte nichts von kaiserlicher Würde und scheute sich nicht, ein zweiter Saladin zu sein." Und in diesem Tone fortfahrend in seinen bitteren Klagen und harten Anschuldigungen, meint er unter anderem auch, der Kaiser habe, um seinem schändlichen Tun den Schein des Rechts zu geben, den hohen Gefangenen durch schlau erdachte Lügen verleumdet und gleichsam darüber frohlockt, daß der Feind des Kaiserreichs und der Verräter des heiligen Landes durch göttlichen Willen in seine Hand gegeben sei.

So bezeichnet Wilhelm hier und an vielen anderen Stellen[3]) niedrige, unentschuldbare Geldgier als das wahre Motiv bei der Handlungsweise des Kaisers, und darum hält er ihn auch wohl eines Eingehens auf die Bestechungsversuche Philipp Augusts für fähig und läßt nur die Großen des Reiches ihn daran hindern[4]).

[1]) Hist. 4, 33 (Howlett S. 387).

[2]) Quid non mortalia pectora cogis auri sacra fames. Virg. Aen. 3, 56.

[3]) z. B. Hist. 4, 41 (Howlett S. 404) . . . perfidus ille imperator et Alemanni cum regem Christianum, quem sola turpis lucri gratia diutina custodia coarctarant, sera tandem clementia relaxassent . . . — Vgl. auch Hist. 5, 7 (Howlett S. 430), wo Wilhelm sagt, daß der Kaiser das Geld zu seiner sizilischen Expedition verwenden wollte.

[4]) s. Hist. 4, 34 (Howlett S. 389) u. bes. Hist. 4, 40 (Howlett S. 402 f.), wo Wilhelm, bezeichnend genug, von den Großen sagt: Qui nimirum imperatoriae levitati succensentes, honestioris consilii pondere obstiterunt, dicentes: „Sufficit, domine imperator, hucusque foedatum esse indigna nobilissimi regis captione imperium, nec inexpiabilem imperiali maculam generes honestati."

Er erzählt auch mit Verachtung, wie Heinrich die kaum erfolgte Freilassung des Königs gleich wieder gereute, wie er ihn wieder einzufangen suchte, „um ihn dann nie wieder freizugeben," und wie er nach dem Mißlingen dieses „nichtswürdigen Anschlags" seinen leidenschaftlichen Zorn an den unschuldigen Geiseln ausließ[1]). So zeichnet der Chronist das Bild dieses Kaisers in den schwärzesten Farben, und dennoch versöhnt er den Leser wieder etwas mit seiner Person, wenn er gegen Ende des Werkes lobend hervorhebt, daß Heinrich, gleichsam um seinen Frevel an Richard wieder gut zu machen, 1195 in Deutschland zu einem neuen Kreuzzug aufforderte, während die Könige von England und Frankreich in jener Zeit nur das Ihre suchten und, in tödlichem Hasse gegeneinander wütend, die Kräfte der Christen zu Grunde richteten[2]).

Denselben scharf verurteilenden Standpunkt wie gegen den Kaiser vertritt Wilhelm natürlich auch gegen Herzog Leopold V. von Österreich. Ihm macht er dieselben Vorwürfe, aber überdies beschuldigt er ihn auch noch schnöden Undanks. Er erzählt nämlich, wie Richard im heiligen Lande ihn wie viele andere Große, denen die Mittel ausgingen, aus seiner Tasche unterstützt habe, und nennt ihn einen stipendiarius des englischen Königs[3]). Bei dessen Gefangennehmung, meint Wilhelm[4]), „vergaß er diese Guttat und forderte wütende Rache für eine ganz geringfügige Kränkung[5]), mehr aber noch verlangte den habgierigen und treulosen Mann nach den englischen Schätzen". So betrachtet er den unglücklichen Tod des Herzogs,

---

[1]) Hist. 4, 41 (Howlett S. 404 f.).

[2]) Hist. 5, 27 (Howlett S. 486 f.).

[3]) Hist. 4, 23 (Howlett S. 360).

[4]) Hist. 4, 31 (Howlett S. 383).

[5]) Auf diese Kränkung (laesio exigua), mit der offenbar der bekannte Vorfall nach der Eroberung Accons gemeint ist, spielt Wilhelm noch einmal kurz an Hist. 4, 23 (Howlett S. 360), wo er ganz ähnlich von Leopold sagt: . . qui postea tanti beneficii immemor, et cujusdam non magnae njuriae plus justo memor, sceleratas repatrianti regi . . . manus njecit.

den er in den grausigsten Farben schildert, als eine wohlverdiente Strafe des gerechten göttlichen Richters[1]).

Unsere Untersuchung führt zu dem Ergebnis: Wilhelm zeigt in seiner Stellungnahme zu den Fürsten des Auslandes überall ein gesundes Mitgefühl mit seinen Königen und seinem Volk. Aber sein nationaler Standpunkt ist nicht so streng und einseitig, daß er ihm nicht häufig auch ein unbefangeneres Urteil ermöglicht. Wir sahen, wie der Chronist des öfteren auch bei England-feindlichen Fürsten die guten Seiten rückhaltlos anerkennt und sie keineswegs in chauvinistischer Engherzigkeit zu verdunkeln oder zu verkleinern sucht. Denken wir z. B. an die lauten Worte des Lobes, in denen er die Könige der feindlichen Schotten preist; oder erinnern wir uns der freien Stellung, die er einem Konrad von Montferrat gegenüber einnimmt, während er seinen Gegner Wido, den englischen Prätendenten, mit deutlicher Geringschätzung behandelt. Und keineswegs hindert ihn die welfenfreundliche Politik der englischen Könige, die Größe des Staufers Friedrich zu erkennen und trotz einzelner Vorwürfe seine glänzende Gestalt zu lieben und zu verehren. Daß der Chronist andererseits auch für die Schwächen der nationalen Gegner ein milder Richter sein kann, zeigt sein maßvolles Urteil über Ludwig VII.

Aber auch bei seiner schroffen Verurteilung Philipp Augusts, Heinrichs VI. und Leopolds vertritt Wilhelm weniger einen einseitig englischen, als einen allgemein christlich-sittlichen Standpunkt. Die schwersten Vorwürfe, die er gegen diese Herrscher richtet, beziehen sich auf solche ihrer Handlungen, bei denen in der Tat die streng sittliche, d. h. für Wilhelm und die damalige Zeit überhaupt die streng kirchliche Auffassung gegen sie spricht[2]). Zu dem verzerrten Bilde dieser Fürsten

[1]) Hist. 5, 8 (Howlett S. 433 ff.).

[2]) Daß Wilhelm da, wo sein sittliches Gefühl nicht verletzt wird, auch ihnen gegenüber eine freiere Stellung einnimmt, sahen wir S. 114. 115 ff. und S. 120.

kommt Wilhelm also weniger durch ein einseitig nationales Empfinden, als durch die Einseitigkeit seiner ganzen historischen Auffassung. Denn wie wir ja sahen, urteilt der Chronist nach demselben streng sittlichen Maßstab auch über die Könige des eigenen Landes, ja sogar über die Glieder der Kirche selbst. Daß aber die Bilder, die er hier von den einzelnen Persönlichkeiten entwirft, keineswegs so einseitig verzerrt erscheinen, erklärt sich leicht; wir deuteten den Grund schon an[1]). Während Wilhelm uns z. B. einen Heinrich II. nach seinem ganzen öffentlichen und Privatleben schildert, uns einen Überblick über seine gesamte innere und äußere Politik verschafft und schließlich aus allem sein Urteil über diesen König zusammenfaßt, gibt er uns von dem Leben und Wirken eines Leopold von Österreich z. B. nur diesen kleinen Ausschnitt seiner England-feindlichen Beziehungen und bildet danach seine Ansicht und die seines Lesers. Während er dort auf Grund eines reichhaltigen Materials breit angelegte Porträts entwirft, auf denen die einzelnen Schatten vor den ausgleichenden helleren Tönen verschwinden, gibt er hier nur Skizzen, die notwendig zur Karrikatur werden müssen, da ihnen die vollständige Vorlage fehlt.

Durch diese einseitige historische Auffassungsweise aber, die wir im Zusammenhange noch etwas näher betrachten werden, vermeidet Wilhelm jedenfalls das schlimmere Übel einer willkürlichen persönlichen Parteilichkeit, sei es nun aus nationalen, kirchlichen oder irgendwie anderen Interessen. Man darf nicht sagen, Wilhelms Darstellung ist unparteiisch überhaupt — wir sahen ja, wie entschieden er überall Partei ergreift —, aber der Maßstab seines Urteils ist ein konstanter. Mit derselben Schärfe, mit der er sich gegen Heinrich II. wendet, mit demselben Nachdruck verurteilt er das Treiben Jung Heinrichs, und ebenso bestimmt tadelt er das Vorgehen Thomas Beckets. Und so scheint, in diesem Sinne allerdings, das Urteil Norgates wohl berechtigt, wenn sie, als eine genaue Kennerin der englischen Quellen dieser Periode, Wilhelm den

---

[1]) s. S. 108.

unparteiischsten Geschichtsschreiber seiner Zeit nennt[1]).

Wilhelms philosophische und religiöse Weltanschauung.

Im vorigen berührten wir schon des öfteren die besondere Art der Wertbeurteilung Wilhelms. Sie drückt m. E. überhaupt seinem ganzen Werke den Stempel auf. Denn diese Art der Darstellung, die mit dem pragmatischen Zwecke der Historia eng zusammenhängt[2]), ist begründet in der ganzen historischen Auffassungsweise des Chronisten, nämlich in der ihm eigenen Betrachtungsweise aller geschichtlichen Dinge von dem einseitigen Standpunkt einer strengen Sittlichkeit. Oft genug sahen wir ja, wie er so die Forderungen von Politik und Moral völlig gleichsetzt. Denken wir nur an jene Stelle über Friedrich I., wo uns diese Identifizierung besonders kraß scheint. Wilhelm tadelt den Kaiser, wie wir sahen[3]), daß er auf dem Wege nach dem heiligen Lande den Durchzug durch das christliche griechische Gebiet erzwungen habe, und fordert allen Ernstes von ihm, er hätte hier umkehren und einen anderen Weg nach Syrien suchen sollen. Diese Stelle ist charakteristisch für die Art Wilhelms, die politischen Handlungen und Ereignisse in naivster Weise ohne alle in sich beruhenden politischen Erwägungen allein nach dem Maßstabe der Sittlichkeit zu messen und zu werten. In diesem Sinne hat seine Schreib- und Auffassungsweise, so eigenartig dieser Vergleich klingen mag, manches gemein mit der eines Geschichtsschreibers unserer Zeit, mit der Friedrich Christoph Schlossers[4]). Dem

[1]) Norgate, Angevin Kings 2, 27 Anm. 2.

[2]) Vgl. S. 21 ff.

[3]) s. S. 118.

[4]) s. über ihn: Dilthey, Friedrich Christoph Schlosser. Preußische Jahrbücher Bd. 9 Heft 4, S. 373 ff. Berlin 1862. und O. Lorenz, Die philosophische Geschichtsschreibung (Friedrich Christoph Schlosser). Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Berlin 1886.

„Danteschen Element“[1]) in der Darstellungsweise dieses viel umstrittenen Historikers ähnelt in hohem Maße der stark hervortretende beurteilende Standpunkt der Geschichtsschreibung Wilhelms. Nur daß bei diesem natürlich alles naiver ist, und daß er an die Stelle eines philosophisch durchdachten Sittengesetzes, das Schlosser als Maßstab seiner Kritik benutzt, einfach die Bibel setzt.

Das letztere zeigt z. B. schon die erwähnte Stelle über Kaiser Friedrich I. Die Verurteilung seines Vorgehens gegen die christlichen Brüder begründet Wilhelm durch eine alttestamentliche Parallele[2]); er verweist auf das Verhalten Moses' gegen die Edomiter, die, ähnlich wie die Griechen den Kreuzfahrern, dem Brudervolke Israel den friedlichen Durchzug verweigerten[3]). „Da wich das Volk Israel von ihnen“, sagt die Schrift. Wir sahen, wie Wilhelm sich auf die Sätze der Bibel stützt vor allem auch bei seinem harten Urteil über die Glieder der eigenen Kirche, über weltliche und streitsüchtige Bischöfe[4]). Vom Standpunkte einer allgemeinen christlichen Sittlichkeit verdammt er bei Jung Heinrich die Nichtachtung der natürlichen Bande des Blutes und vergleicht ihn einem Absalom[5]), ebenso wie er die Heirat Eleonorens und Heinrichs II. anstößig nennt[6]).

---

[1]) Lorenz 68.

[2]) Hist. 4, 13 (Howlett S. 327). Nachdem Wilhelm seinen Vorwurf gegen den Kaiser ausgesprochen hat, fährt er fort: Denique hoc antiquis, et de lege sacra sumptis probatur exemplis.

[3]) 4. Mose 20, 14—21. Bemerkenswert ist es, daß Wilhelm dann mit Beziehung auf 4. Mose 21, 21—24 fortfährt: Porro vero ab Amorraeo, qui non erat de genere Abrahae, in re non dissimili unam passi tantum repulsam, in ultionem justissimam, jubente et favente Domino, exarserunt. Diese Stelle scheint einiges Licht zu werfen auf den feinen Unterschied, den Wilhelm analog für seine Zeit zwischen vergossenem Christen- und Heidenblut macht. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man jedenfalls verstehen, warum Wilhelm bei dem Bericht von der Hinmordung der 2600 Saladinschen Geiseln kein Wort des Vorwurfs gegen Richard verliert. Vgl. Hist. 4, 23 (Howlett S. 359).

[4]) s. S. 79. 82.

[5]) Hist. 3, 7 (Howlett S. 233). Vgl. oben S. 101 f.

[6]) s. S. 100.

An die Stelle der allgemeineren Sätze der Bibel tritt das besondere Gebot der Kirche, wenn der Chronist die Feinde Richards verurteilt, die ihm während seines Kreuzzuges Nachstellungen bereiteten und sich so gegen die Unverletzlichkeit des Pilgers vergingen[1]). Kurz, das Naive von Wilhelms Sittlichkeitsbegriff zeigt sich am besten in seiner Schilderung König Malcolms IV. von Schottland, in dem er die Idealgestalt eines Herrschers und vielleicht auch eines Menschen überhaupt zu sehen scheint[2]).

Die Vorzüge dieser seiner historischen Auffassungsweise haben wir bereits kennen gelernt. Da der Maßstab seines Urteils ein konstanter ist und außerhalb der geschichtlichen Dinge liegt, ist sein Standpunkt ein freier und bleibt im großen und ganzen von persönlichen Interessen unbeeinflußt. Wir sahen ja, wie sich dies in seiner kirchlichen und nationalen Weltanschauung geltend macht. Aber auch darin tritt dieser freie Standpunkt hervor, daß der Chronist mit seinem Urteil ebenso bei hoch und niedrig keinen Unterschied macht und über Könige und Fürsten gerade so bestimmt und scharf urteilt, wie über die große Masse. So kommt es, daß seine Anschauungsweise gelegentlich sogar etwas Demokratisches zu haben scheint. Erinnern wir uns nur jener Stellen, wo er über die ewigen englisch-französischen Wirren klagt und sich dagegen wendet, daß die Völker sich für das Interesse oder um des bloßen Hochmuts eines einzelnen Fürsten willen so befehdeten[3]). Aber auch hier ist es mehr echt menschliches Mitgefühl mit dem bedrängten und bedrückten Volk, das ihn so sprechen läßt, und vor allem der Schmerz über das viele vergossene Christenblut.

Die Mängel der Wilhelmschen Auffassungsweise liegen auf der Hand. Eben weil der Maßstab seines Urteils ein konstanter ist, ist er auch ein einseitiger. Und eben weil er außerhalb der historischen Dinge liegt, trägt Wilhelm bei seiner Handhabung etwas Fremdes in die Darstellung hinein. Es liegt tief in dem Wesen unserer Wissenschaft begründet, daß wir in ihr über-

---

[1]) s. S. 113f. 118f.

[2]) s. S. 108f.

[3]) s. S. 93.

haupt auf alle absoluten Werte verzichten müssen. Nur auf Grund relativer, bedingter Wertmaßstäbe, die aus der Geschichte selbst zu entnehmen sind, können wir den historischen Dingen wirklich gerecht werden, ohne ihnen Gewalt anzutun[1]).

Die Spuren dieser unrichtigen Auffassungsweise machen sich in der Historia nun auch überall geltend. Nur von diesem einseitigen Standpunkte aus kann Wilhelm zu einer so scharfen Verurteilung Heinrichs VI. oder Leopolds von Österreich kommen. Nur so kann er Friedrich I. jenen Vorwurf machen, der uns unsinnig und lächerlich erscheint. Und bezeichnend ist in dieser Beziehung die Behandlung Philipp Augusts. Es ist überhaupt eine Gefahr der lehrhaften Geschichtsschreibung, die persönlichen Triebfedern in der Geschichte zu überschätzen, die Ereignisse auf rein psychologische Momente zurückzuführen und so oft die wichtigeren sachlichen Gründe zu übersehen[2]). Auch Wilhelm erliegt dieser Gefahr, indem er bei seinem ständigen Streben nach einer sittlichen Würdigung vor allem auf die Erforschung der psychologischen Motive der Handelnden das größte Gewicht legt, so daß sie ihm dann unwillkürlich auch als die leitenden erscheinen. Um so mehr, da der Chronist kein Hof- oder Staatsmann ist, und es ihm recht schwer werden mußte, von seiner Klosterzelle aus die eigentlich maßgebenden Faktoren in der großen Politik zu erkennen, um so mehr ist er geneigt, nun alles aus dem Bereich des Politischen in das Persönliche zu rücken. So kommt er dazu, die ganze Politik Philipp Augusts in den Kreuzzugsjahren aus einem persönlichen Hasse gegen Richard zu erklären und dabei die staatsrechtlichen Verhältnisse völlig unbeachtet zu lassen. So wird er auch gegen den Kanzler Richards, gegen Wilhelm Longchamp, ungerecht, wenn er bei allen seinen Handlungen nur einen unmäßigen persönlichen Ehrgeiz tätig sieht und von diesem Standpunkte aus seine ganze Tätigkeit während der Abwesenheit

---

[1]) s. Bernheim, Historische Methode 768 ff., Lorenz 75 ff.

[2]) Bernheim, Historische Methode 28 f.

des Königs auf das schärfste verurteilt[1]). Ein Entstellen der historischen Dinge und ein völliges Verkennen ihrer wirklichen Zusammenhänge in vielen Fällen ist also die unausbleibliche Folge dieser einseitigen Betrachtungsweise Wilhelms, wie überhaupt jeder subjektiven Geschichtsschreibung.

Wilhelms Werk ist daher mit Vorsicht zu benutzen. Wie wertvoll es dann aber für die moderne Forschung sein muß, braucht nach dem Früheren kaum gesagt zu werden. Unschätzbar ist für den nachlebenden Historiker das Urteil eines nach Unparteilichkeit strebenden, seinen Wertmaßstab deutlich verratenden Zeitgenossen, besonders wenn es wie hier im einzelnen immer bestimmt ist durch echte Wahrheitsliebe und ehrlichen Drang nach Erkennen.

Mehr äußerlich als durch diese philosophisch-sittliche Auffassungsweise ist Wilhelms ganze Darstellung beeinflußt durch seine theologisch-religiöse Weltanschauung. Der Glaube an die göttliche Kausalität macht sich auf Schritt und Tritt fühlbar[2]). Ungezählt sind die Fälle, die zeigen, daß der Chronist die Ereignisse dieser Welt als einen Ausfluß göttlichen Willens betrachtet. Kurze eingeschobene Wendungen, wie „Deo propitio", „Dei voluntate", „Dei judicio", „Deo disponente" u. ä. sind ungemein häufig. Sie sinken fast zum Formelhaften herab und scheinen oft nur eingefügt, um die Parteinahme des Schreibenden kurz anzudeuten. Daneben finden sich in der Historia aber auch sehr viele Stellen, wo die göttliche Kausalität ausdrücklicher betont wird; und hier sehen wir, wie Wilhelm ein besonderes Gewicht darauf legt, auf die oft wunderbare Art

[1]) s. bes. Hist. 4, 14 (Howlett S. 331 ff.): De insolentia et fastu cancellarii post regis profectionem. u. Hist. 5, 29 (Howlett S. 489 f.). — Über die ungerechte Behandlung Longchamps vgl. Howlett, Einleitung S. LIII.

[2]) s. zu folgendem H. Schneider, Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. Gotha 1905. Dazu die Rezension von S. Hellmann, Deutsche Literaturzeitung 1906, No. 37.

der göttlichen Eingriffe hinzuweisen, und wie er das Wirken göttlicher Liebe, aber auch göttlichen Zornes möglichst augenscheinlich zu machen sucht. Für Wilhelm sind kausale Erklärungen aus Gottes Willen heraus also durchaus selbstverständlich, und wie sollte ein Mönch des ausgehenden 12. Jahrhunderts auch anders denken! Als solcher muß er in der Welt überall die Hand Gottes sehen, und wo er eingehender über solch göttliches Wirken spricht, kommt es ihm nicht darauf an, das Eingreifen Gottes zu beweisen, sondern an seiner Art die Weisheit und Gerechtigkeit des Allmächtigen zu zeigen und erbaulich zu wirken.

Wilhelm sieht das Wirken Gottes in fortwährenden direkten Eingriffen, indem er bald diesen schützt, bald jenen verdirbt, den einen zornig straft, den andern wohlwollend belohnt. So wird Gott also nicht in eine ehrwürdige Ferne über die Welt gerückt, sondern steht durchaus in der Welt.

Er straft und belohnt nach Wilhelms Anschauung offenbar den frei handelnden Menschen, denn dieser kann durch gute Werke seine Sündenschuld tilgen und das göttliche Gericht von sich abwenden. Der Chronist erzählt z. B. von zwei Kirchenräubern, von denen der eine der göttlichen Rache erliegt, der andere sich aber durch reiche Almosen und Klosterbauten statt des göttlichen Gerichts die göttliche Gnade sichert[1]).

Andererseits erscheint der Mensch als Werkzeug des göttlichen Willens, und Wilhelm betont gelegentlich, daß auch Bösewichter mit ihren schlechten Werken ihm dienten. Von den Judenverfolgern, die aus ganz selbstsüchtigen Motiven, aus reiner Geldgier und Habsucht die „Feinde Christi" bedrängten, meint er: „Auch so stehen sie in dem Dienst des allerhöchsten Lenkers, und der Allmächtige erfüllt seinen sehr guten Willen gewöhnlich auch durch die sehr verwerflichen Wünsche und Taten selbst der schlechtesten Menschen[2]).

Die Mittelpunkte der göttlichen Eingriffe sind ganz verschiedene: Kaiser und Könige, ebenso wie Leute des nied-

[1]) Hist. 1, 12 (Howlett S. 47 f.).
[2]) Hist. 4, 1 (Howlett S. 298). — S. oben S. 87f.

rigsten Standes, oft auch größere Massen, eine ganze Nation, oder auch die Christenheit insgesamt.

Besonders das Eingreifen Gottes als des strafenden Rächers schwerer Vergehen wird von Wilhelm stark betont. Er malt solche Stellen gern breit aus, und wir merken deutlich die erbauliche Absicht, wenn er zu zeigen sucht, daß die göttliche Strafe dem Verbrechen meist auf dem Fuße folgt, jedenfalls aber nie ganz ausbleibt. Wie ausführlich berichtet er von der göttlichen Rache, die einen Kirchenräuber trifft[1]): Dieser flieht über das Meer. Das Schiff ist mit Menschen überladen und kommt in Gefahr. „Nach altem Beispiel" wird das Los geworfen, um den zu bestimmen, der sich zur Rettung der anderen freiwillig den Tod geben soll. Es trifft den Räuber dreimal hintereinander. „So wurde das Gericht Gottes offenbar", meint der Chronist. Dies ist zugleich das einzige[2]) in der Historia begegnende Beispiel von einem Gottesurteil im engeren Sinne.

Nimmt Wilhelm einerseits an, daß schwere Sünde das Leben verkürzt, so erblickt er andererseits in einem besonders traurigen Ende eine Sühne für vorhergegangene Vergehen. Bei dem Bericht von dem beklagenswerten Ende Friedrichs I., das er als göttliche Strafe für die Parteinahme des Kaisers gegen Alexander III. ansieht, sagt er:[3]) „Seine Sündenschuld fällt so in die Augen, daß sie vielleicht nicht inmitten der kaiserlichen Herrscherfreuden gesühnt werden konnte; daher war es nötig, daß sie durch fromme göttliche Fürsorge in diesem Leben härter gestraft wurde, wenn sie nicht ewig gebüßt werden sollte." Auf diese Weise, meint Wilhelm, habe sein harter, aber kurzer Tod das schwere Vergehen völlig gesühnt. Andererseits äußert er gelegentlich auch die Ansicht, die Strafe werde um so schwerer, je länger Gott Geduld mit dem Sünder habe[4]).

---

[1]) Hist. 1, 11 (Howlett S. 46).

[2]) Hist. 2, 5 (Howlett S. 108) wird ein Zweikampf als Gottesurteil nur angedeutet. Die versprochene ausführlichere Darstellung bleibt aus.

[3]) Hist. 4, 13 (Howlett S. 329 f.).

[4]) Hist. 4, 26 (Howlett S. 370), wo Wilhelm von einem sündigen Bischof sagt: Dei adhuc patientia sustinet, ut tarditatem poenae quantitate compenset.

Doch nicht nur um die Menschen zu strafen, sendet Gott ihnen Mißgeschick und Unheil. Der durchaus fromme König Malcolm von Schottland, erzählt der Chronist[1]), habe in den letzten Jahren seines Lebens solche Schmerzen zu leiden gehabt, daß jeder reuige Sünder durch solche Züchtigungen hätte geläutert werden können. Darum sei offenbar, daß das Kind Gottes nicht nur zur Läuterung, sondern auch zur Prüfung und Stärkung seiner Tugenden und zur Steigerung seiner Verdienste die strenge, väterliche Zuchtrute erfahren habe.

Der Strafe des zornigen Richters steht der Lohn des liebevollen Vaters gegenüber, der bei gottgefälligem Wandel und guten Werken nicht ausbleibt. Besonders leicht erkennbar scheint er Wilhelm jenem Schritte Heinrichs II. zu folgen, der in der Tat jedes gläubige Christenherz hoch erfreuen mußte, jenem Augenblick, wo der König an das Grab des heiligen Thomas eilte, hier zum öffentlichen Zeichen seiner Reue betete und sich von den Mönchen geißeln ließ[2]). An demselben Tage, ja zur selben Stunde, so berichtet der Chronist, gab Gott Wilhelm den Löwen, Heinrichs grimmen Feind, den Engländern in die Hände, „damit der Lohn für das fromme Werk diesem nicht zu folgen, sondern es vielmehr zu begleiten schien, und jeder Zweifel hierüber schweigen mußte".

Neben der göttlichen Gewalt, aber ihr untergeordnet, sehen wir in Wilhelms Werk die Macht der teuflischen Dämonen wirksam. Die Ansicht des Chronisten über die Tätigkeit dieser dämonischen Kräfte haben wir schon an anderer Stelle kennen gelernt[3]), worauf hiermit verwiesen sei. So steht in der Darstellung dem häufigen „Deo propitio" usw. ein allerdings viel selteneres „operatione diaboli", „diabolo satagente", „per operationem Sathanae", „ope daemonum" u. ä. gegenüber.

Bei diesem strengen und überzeugten Glauben an eine göttliche Kausalität denkt Wilhelm aber viel zu realistisch, um nun wirklich mit einem Hinweis auf das Eingreifen Gottes

---

[1]) Hist. 2, 19 (Howlett S. 147 f.).

[2]) s. hierzu und zum folgenden Hist. 2, 35 (Howlett S. 187 f.).

[3]) s. S. 51 ff.

die Erklärung eines Ereignisses für abgetan zu halten. Wir sahen ja in früheren Abschnitten zur Genüge, wie er mit allem Nachdruck die natürlichen kausalen Zusammenhänge der berichteten Tatsachen aufzufinden und aufzudecken bestrebt ist, und wie er sie mit größtem Eifer aus den sachlichen und psychologischen Motiven der Handelnden zu erklären sucht. So fehlt bei den meisten Berichten überhaupt der Hinweis auf einen göttlichen Eingriff. Und selbst wenn Wilhelm in einem Ereignis die offenbare Wirkung des göttlichen Willens sieht, sucht er nichtsdestoweniger auch nach den sachlichen Gründen, die es bedingt haben. So ergibt sich aus diesem Nebeneinander von frommmystischem Gottesglauben und nüchternem Realismus oft ein ebenso friedliches Nebeneinander zweier Begründungen, aus wunderbaren und natürlichen Ursachen. Bezeichnend ist hierfür, wie Wilhelm seinen Lesern die Mißerfolge des Kreuzzuges von 1148 erklärt[1]). Er geißelt des längeren die Unsittlichkeit und den Luxus der Kreuzfahrer, auch ihr geringes Gottvertrauen und sagt dann, an ihnen sei das Bibelwort offenbar geworden: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er die Gnade.“ „Außerdem“, so fährt er dann unmittelbar fort, „enthielten sie sich in dem Gebiet des christlichen Kaisers, mit dem sie ein Bündnis geschlossen, und durch den sie Lebensmittel in Fülle hatten, nicht genug der Räubereien“. Und deshalb hätten sie statt seiner Unterstützung seine Feindschaft zu erwarten gehabt.

Eine Folge der realistischen Denkweise Wilhelms ist es wohl auch, wenn er gegen Ausdeutungen von Himmelserscheinungen oder sonst auffallenden Ereignissen als Vorzeichen für die Zukunft offenbar ein inneres Widerstreben empfindet. Den Beginn der Judenverfolgung am Krönungstage Richards, meint er freilich[2]), könne man wohl als Vorbedeutung für die Verluste ansehen, die die Feinde des christlichen Glaubens überhaupt während der Regierung dieses Königs zu erleiden

[1]) Hist. 1, 20 (Howlett S. 66).
[2]) Hist. 4, 1 (Howlett S. 297 f.).

hatten. Das habe dies Ereignis wohl vorherbedeutet, — wenn es überhaupt etwas vorherbedeutete. Dieser Zusatz zeigt schon die Scheu, die Wilhelm im Grunde vor einer solchen Ausdeutung hat. Und es klingt fast wie eine Entschuldigung, wenn er fortfährt: „Wohl keinen wird eine Feuersbrunst in einem Teile der Stadt, oder solch wild entfesselte Leidenschaft so unberührt lassen, daß er sich nicht das einzigartige Ereignis in guter und frommer Weise auslege.“ Dieselbe Vorsicht zeigt Wilhelm, wenn er die Auslegung von zwei Himmelserscheinungen mit einem forte[1]) oder einem ut creditur[2]) nur kurz andeutet. Wie er im Grunde über solche Ausdeutungen denkt, erfahren wir, wenn er von der Erscheinung eines Kruzifixes am Himmel erzählt und dazu fast unwillig bemerkt[3]): „Lege sich jeder dies wunderbare Zeichen aus, wie er wolle; ich habe mich gewöhnt (didici), es einfach zu erzählen, nicht auch auszudeuten oder daraus zu prophezeien; denn was Gott damit hat anzeigen wollen, weiß ich nicht.“ Dieser Anschauung entspricht es, wenn Wilhelm es als einen alten Aberglauben bezeichnet, daß die englischen Könige sich nicht gern in Lincoln krönen ließen und darin ein böses Omen sahen. Er lobt Stephan, der diesen Aberglauben verachtete und verlachte[4]).

Hervorgehoben sei noch, daß sich in der ganzen Historia eine deutlich wahrnehmbare pessimistische Grundstimmung geltend macht. Vielleicht könnte man es dem Mißmut des angehenden Greises oder seinem schlechten Gesundheitszustand[5]) zuschreiben, wenn er so oft in bitteren Worten seine Unzufrieden-

[1]) Hist. 5, 25 (Howlett S. 482).

[2]) Hist. 4, 39 (Howlett S. 401).

[3]) Hist. 4, 6 (Howlett S. 308). Traumerscheinungen und -ausdeutungen begegnen in der Historia selten. Wo sie vorkommen, werden sie aber immerhin mit größerer Liebe und Gläubigkeit erzählt als Ausdeutungen dieser Art.

[4]) Hist. 1, 18 (Howlett S. 57) u. Hist. 2, 9 (Howlett S. 118).

[5]) Daß Wilhelm bei der Abfassung der Historia krank war, zeigen in der Epistola die Worte infirmitati meae.

heit über die Zeitgenossen und die bestehenden Verhältnisse ausdrückt. Wir sahen aber, daß es vor allem seine eminent christliche Denkweise ist, die ihn über so vieles klagen läßt. Und so scheint es auch ein frommer, christlicher Stimmungspessimismus zu sein, wenn Wilhelm des öfteren ganz allgemein von dem Verfall und der Schande seiner Zeit spricht und schmerzlich beklagt, daß in ihr die Ungerechtigkeit überhandnehme, und die wahre Liebe erstarre[1]).

Schluß.

Der Verlauf der ganzen Untersuchung hat gezeigt, daß Wilhelm mit seinen historischen Fähigkeiten in vielem seine Zeit überragt, wenn er auch manche Schwächen mit ihr gemein hat. Im ganzen ist die Historia eigentümlich frei von der Enge und Beschränktheit mittelalterlichen Denkens und Empfindens. So können wir nur bedauern, daß ein Mann mit solchen Anlagen nicht den Mittelpunkten der großen Politik näher stand und etwa die Stellung eines Radulf de Diceto[2]) einnahm oder über die guten Beziehungen des Verfassers der Gesta[3]) verfügte. Unrecht aber wäre es von uns Nachlebenden, wollten wir deswegen das Verdienst des einfachen Fraters schmälern, der die letzten Kräfte seines kranken Alters so edel und selbstlos im Dienste der Nachwelt verbrauchte: In dem, **was** er bringt, steht er freilich hinter sehr vielen der zeitgenössischen Geschichtsschreiber zurück; in dem, **wie** er es bringt, dürfte er aber mit zu den ersten zählen.

---

[1]) s. bes. Hist. 4, 30 (Howlett S. 379 f.) oder Hist. 3, 18 (Howlett S. 261).

[2]) Radulf de Diceto. Opera historica ed. by W. Stubbs 1876. 2 Bde. (Rer. Brit. Script.). — Vgl. die Einleitung des Herausgebers.

[3]) Gesta regis Henrici Secundi Benedicti abbatis (Chronicle of the reigns of Henry II. and Richard I., 1169—1192, known under the name of Benedict of Peterborough) ed. by W. Stubbs. 1867. 2 Bde. (Rer. Brit. Script.). — Vgl. die Einleitung des Herausgebers.

Denn das zeigen die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit doch zur Genüge, daß die Geschichtsschreibung Wilhelms in vieler Beziehung weit über dem methodischen Standpunkt des 12. und 13. Jahrhundert steht, wie ihn H. v. Sybel z. B. charakterisiert, wenn er sagt[1]): „Diese Zeit hatte keine Vorstellung von geschichtlichem Urteil, keinen Sinn für geschichtliche Realität, keine Spur von kritischer Reflexion. Das Prinzip der Autorität, auf dem religiösen Gebiete ganz unbedingt herrschend, kam wie den überlieferten Dogmen so auch jeder anderen Überlieferung zu gute[2]). Überall war man geneigter zu glauben als zu prüfen, überall hatte die Phantasie das Übergewicht über den Verstand. Man unterschied nicht zwischen idealer und tatsächlicher, zwischen poetischer und geschichtlicher Wahrheit. Die Heldengedichte galten für hohe und wahre Geschichte, und die Geschichte versetzte sich überall mit elegischer, novellistischer und legendarischer Poesie. Eine langsame geschichtliche Entwicklung führte man auf eine einzige große Tat, einen einzigen persönlichen Schöpfer zurück. Fast niemand trug ein Bedenken, vorhandenen Zuständen durch erdichtete Geschichten oder Urkunden die Sanktion eines ehrwürdigen Alters aufzudrücken; die Frage, ob eine solche Herleitung wahr sei, hatte für niemand Interesse, genug, wenn das Ergebnis dem bestehenden Rechte, den vorhandenen Interessen, dem herrschenden Glauben entsprach .... Äußerst selten zeigte sich der Trieb, die Dinge nach ihrer inneren Verbindung zu begreifen, eine Regel ihres Zusammenhangs oder ein Gesetz ihrer Entwicklung zu ermitteln."

---

[1]) H. v. Sybel, Die Gesetze des historischen Wissens. Vorträge und Aufsätze. Berlin 1874, S. 16. Vgl. auch Bernheim, Historische Methode 213 f.

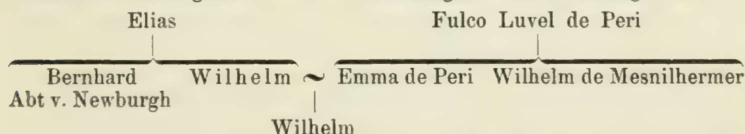
[2]) Hierzu vgl. allerdings S. 38 f.

Beilage I.

H. E. Salter, William of Newburgh.

English Historical Review 22 (1907), S. 510—514.

Die Schwierigkeiten, die sich den Ausführungen Salters[1]) entgegenstellen, sind zwiefacher Art. Schon die Feststellungen über jenen urkundlichen Wilhelm, den Sohn des Elias, sind nicht in allem überzeugend. Besonders sind die Verwandtschaftsverhältnisse keineswegs ganz durchsichtig, die Salter aus den wenigen nackten Zeugenangaben herauszukonstruieren versucht. Nach diesen Angaben ist die Genealogie Wilhelms folgende:



Salter selbst aber macht darauf aufmerksam, daß ein Bruder Emmas: Luvel oder Peri hätte heißen müssen, und daß sie, wenn überhaupt ein Bruder dagewesen wäre, keinesfalls eine Erbin hätte sein können. Salter möchte deshalb den Wilhelm de Mesnilhermer zu einem Schwager Emmas, zu einem Bruder ihres Gemahls Wilhelm und des Abtes Bernhard machen. Aber die Zeugenangabe in der Urkunde Emmas: Wilhelmo de Mesnilhermer, fratre meo, scheint doch ganz unzweideutig, und es klingt darum sehr wenig überzeugend, wenn Salter die bestehende Schwierigkeit lösen will, indem er einfach meint, daß das Wort frater hier soviel wie Schwager bedeuten müßte. So

[1]) Vgl. S. 13f.

bleibt in der Genealogie jenes urkundlichen Wilhelm selbst manches dunkel.

Das wenige aber, was Salter andererseits für die Identifizierung des Chronisten mit jenem urkundlichen Wilhelm anzuführen vermag, erscheint mir von geringer Beweiskraft. Das Geschichtchen, das Wilhelm von dem conversus de Thama erzählt[1]), macht es, wie Salter will, keineswegs sicher, daß der Erzähler sich zu jener Zeit selbst in der Nähe von Thame aufhielt.

Wilhelms ganzes Werk zeigt das ruckweise, unregelmäßige Fließen seiner Quellen, besonders wo es sich um Einzelheiten handelt. Er war ja zum guten Teil auf mündliche Berichte, und zwar mündliche Berichte der mannigfachsten Art angewiesen. Von den verschiedensten Gewährsmännern erhielt er Nachricht über nähere und fernere Ereignisse. Sie alle, die mehr oder weniger weit Gereisten, erzählten dem Geschichtsschreiber in seinem Kloster, was sie in der Welt da draußen nun gerade gesehen und gehört hatten[2]). So kam es, daß Wilhelm, wie es der Zufall wollte, bald über dies Ereignis in dem Lande, bald über das in jenem ausführlicher unterrichtet wurde und deshalb auch selbst berichten konnte.

Sehr gut ist es so auch möglich, daß ihm ein befreundeter Kleriker oder sonst jemand diesen Bericht über den Hellseher von Thame in Oxfordshire lieferte, der dann, dem Werke einverleibt, auf den ersten Blick eine nähere Vertrautheit des Verfassers mit den Ereignissen jener Gegend zu verraten schien.

So geht Salter in seinen Schlußfolgerungen aus dieser einen Stelle viel zu weit. Das besonders auch, wenn er gar bemerkt: The passage not only suggests that William was near Thame after January 1182, but also that he had gone away before June 1183, when Walter of Coutances was consecrated bishop, and the phrophet must have lost his reputation. Wilhelm knüpft an die Stelle B. II cap. 22 doch direkt an, wenn er

---

[1]) Hist. 2, 22 (Howlett S. 154 f.).

[2]) Vgl. hierzu S. 15f.

B. III cap. 8 erzählt[1]): .... Galterius Constantiensis ... factus est ecclesiae Lincolniensis antistes ...; sicque evacuata est prophetia vel potius divinatio conversi Thamensis de suo, non de Dei spiritu, prophetantis, quod Lincolniensis ecclesia pontificem ulterius non esset habitura.

Von noch geringerer positiver Beweiskraft sind natürlich die anderen beiden Punkte, die Salter für eine Identifizierung des Geschichtsschreibers mit seinem urkundlichen Namensvetter anführt[2]).

Direkt läßt sich in keiner Weise der Beweis für ihre Identität erbringen. Eine indirekte Beweisführung scheint aber eher dagegen zu sprechen. Setzen wir den Fall, das Leben des Geschichtsschreibers habe wirklich jenen Verlauf genommen, wie Salter ihn annimmt. So könnte man allerdings meinen, daß gelegentlich etwas durchklingt in der Historia von jenem asketischen Geiste, der den Gatten fortriß von Frau und Kind und ihn zurückführte ins stille Kloster zu erbaulicher Betrachtung und frommem Wandel.

Ich denke besonders an die breite, begeisterte Erzählung von Ramiro II. von Aragon, der es ähnlich machte: der sich, als zwei ältere Brüder ohne Nachkommen starben, auf Drängen des Volkes eine Zeitlang der Regierungsgeschäfte annahm, dann aber, nach Geburt eines Sohnes, in seine Zelle zurückkehrte und alle Gegenvorstellungen abwies mit den Worten: Redeat ... monachus vester ad regulam, et sauciam de cetero sanet conscientiam[3]).

Ich könnte ferner hinweisen auf die vielen Stellen, wo Wilhelm in begeisterten Worten die Enthaltsamkeit preist, wie er z. B. einen Malcolm IV. von Schottland vor allem wegen dieser Tugend über alles menschliche Maß hinausrückt und ihn

---

[1]) Hist. 3, 8 (Howlett S. 236). Weil Wilhelm hier nicht ausdrücklich sagt, daß der falsche Prophet auch vom Volke jetzt allgemein als ein solcher erkannt wurde, sind wir doch nicht zu so weitgehenden Schlüssen berechtigt.

[2]) S. 513.

[3]) Hist. 2, 10 (Howlett S. 123 f.).

einen Engel auf Erden nennt[1]). Gerade bei jemand, den nach genossenem Eheleben peinigende Gewissensskrupel wieder zum Mönche gemacht hatten, wären solche scharfe Forderungen[2]) zu verstehen.

Ja, man könnte sogar meinen, die beißenden Wendungen, die er gelegentlich bedeutenden Frauengestalten gegenüber gebraucht[3]), entsprängen einem solchen bitteren Gefühl entsagungsvoller Reue.

Alle diese Erwägungen aber, die für eine Identität der beiden Namensvettern zu sprechen scheinen, wiegen nicht so schwer wie eine andere, die sich stark dagegen geltend macht. Wenn Wilhelm wirklich etwa 20 Jahre zu Waterperry in Oxfordshire das Leben eines Ritters führte, so wäre es gar nicht zu verstehen, warum aus dieser langen Zeit nicht mehr Reminiszenzen in der Historia begegneten. Die Erzählung von dem conversus de Thama ist die einzige, die nach jener Gegend weist. Sollte dem Chronisten, als er die Historia niederschrieb, wirklich nichts anderes erzählenswert erschienen sein von dem, was er in jenen langen Jahren seines besten Mannesalters draußen erlebt hatte?

Wilhelm legt immer ein großes Gewicht darauf, die Berichte, die er gibt, dem Leser gegenüber als möglichst gut verbürgt erscheinen zu lassen[4]). Und er ist sich wohl bewußt, daß die Augenzeugschaft das beste Kriterium der Glaubwürdigkeit ist[5]). Würde er deshalb in jenem Falle nicht besonders gern von dem Selbsterlebten erzählt haben? Aber der Fälle, wo er in der Tat hervorheben kann, daß er aus eigener Anschauung berichtet,

---

[1]) Hist. 1, 25 (Howlett S. 76 ff.). — Vgl. S. 46 f. u. S. 108 f.

[2]) Zuweilen begegnen allerdings auch mildere Stellen, vgl. z. B. den Schluß des 19. Kapitels im 2. Buch (Howlett S. 148).

[3]) Vgl. bes. Hist. 3, 17 (Howlett S. 257): Rex [Wido v. Lusignan] autem ad Christiani regni excidium institutus a femina, ne ab hoc tam grandi malo esset innocens femina.... — S. ferner das scharfe Urteil über Kaiserin Mathilde Hist. 1, 9 (Howlett S. 41). — Vgl. S. 98.

[4]) Vgl. S. 35.

[5]) Vgl. S. 33 f.

sind äußerst wenige[1]). Sie machen es höchst wahrscheinlich, daß er, abgesehen von kleineren Ausflügen, überhaupt nicht wieder aus den Mauern seines Klosters herauskam, nachdem sich diese einmal hinter ihm geschlossen hatten.

Solche Erwägungen, die sich auf eine genauere Keuntnis der Historia selbst gründen, wiegen m. E. zu schwer, um nicht stark gegen die wenigen äußeren und, wie gezeigt, immerhin recht schwachen Gründe zu sprechen, die sich für jene Identität anführen lassen. Das ganze Werk lehrt uns, daran festzuhalten, daß Wilhelm das Kloster, in das er als Jüngling eintrat, während seines ganzen Lebens auf längere Zeit nicht mehr verließ. Unbefangen betrachtet sprechen dafür ja auch seine eigenen Worte, wenn er gelegentlich von der Abtei Newburgh sagt[2]): me in Christo a puero aluit.

So ist die Saltersche Hypothese, solange nicht stärkere, äußere Gründe dafür ins Feld geführt werden können, doch zu unsicher, als daß darauf weitergebaut werden könnte.

---

[1]) s. S. 46 Anm. 1.

[2]) Hist. 1, 15 (Howlett S. 51).

Beilage II.

Die Abfassungszeit der Historia.

Richard Howlett stellte in der Einleitung[1]) zu seiner Ausgabe der Historia mannigfache innere und äußere Gründe zusammen, die darauf deuten, daß Wilhelm sein Werk in den Jahren 1196—1198 schrieb. Gegen ihn wendet sich Kate Norgate mit ihrem Aufsatz: The Date of Composition of William of Newburgh's History in The English Historical Review 19 (1904), S. 288—297[2]). Sie kommt auf Grund ihrer Untersuchungen, bei denen sie sich hauptsächlich auf die Historia selbst stützt, zu einem von Howlett abweichenden Resultat, indem sie die Abfassungszeit des Werkes zwischen Frühjahr 1199 und Herbst 1201 setzt. Eine Nachprüfung des von beiden beigebrachten Beweismaterials führte mich dazu, die Ansicht Howletts wieder aufzunehmen, die ich am Schluß dieser Ausführungen noch durch ein bisher unberücksichtigtes, m. E. aber schwerwiegendes Argument zu stützen hoffe. Der Einfachheit halber werde ich die Ergebnisse meiner Untersuchung darlegen, indem ich die Argumente Norgates im einzelnen durchgehe und sie auf ihre Beweiskraft prüfe. Norgate unterscheidet in ihrem Aufsatz einen „direkten Beweis" (= A 1—6) und einen „indirekten Beweis" (= B 1—5).

Zu A 1.

Ich möchte Norgate darin zustimmen, daß die der Historia voraufgeschickte Epistola an den Abt Ernald von Rievaux vor

[1]) S. XXIII f.

[2]) Vgl. auch Norgates Aufsatz über William of Newburgh in Dictionary of National Biography Bd. 61 (1900), S. 360 ff. Hier setzt sie die Abfassungszeit in das Jahr 1198.

dem Beginn des Werkes geschrieben ist. Dabei lege ich allerdings weniger Gewicht darauf, daß sie als Antwort auf einen Brief Ernalds geschrieben zu sein scheint, in dem der Abt Wilhelm zu seinem Werke aufforderte. Wenn der Chronist in der Epistola auch auf einen solchen Brief anspielt, so darf m. E. darauf nicht allzuviel gegeben werden; denn es läßt sich schwer bestimmen, inwieweit derartige Angaben der allgemein üblichen Form solcher Widmungsbriefe in Rechnung zu setzen sind. Die Epistola scheint mir vor dem Werke geschrieben zu sein, einfach deswegen, weil dieses — hierin stimmt auch Norgate mit Howlett überein[1]) — augenscheinlich nicht vollendet worden ist.

Ernald war nun Abt von Rievaux von 1189—1199[2]). In dieser Zeit muß die Historia also begonnen worden sein. Hiermit beweist Norgate nichts gegen Howlett.

Zu A 2.

Diesen Punkt werde ich aus naheliegenden Gründen später besprechen.

Zu A 3.

Norgate schließt aus der zitierten Stelle[3]) mit Recht, daß sie geschrieben sein müsse sicher vor dem Tode Arthurs von der Bretagne, des nachgeborenen Sohnes Gottfrieds, d. h. vor April 1203, wahrscheinlich aber sogar vor seiner Gefangennahme durch Johann. Allerdings geschah diese nicht, wie Norgate will, am 1. August 1201, sondern am 1. August 1202. Und da Norgate einzig aus dieser Stelle den Herbst 1202 als terminus, ante quem gewinnt[4]), so hätte sie bei richtiger Datierung also nicht Herbst 1201 sondern Herbst 1202 als solchen annehmen müssen. Aber ebensowenig wie jenes falsche widerspricht dies richtige Resultat der Annahme Howletts.

---

[1]) Vgl. Zu B. 5.

[2]) s. Pauli, MG. SS. 27 S. 221.

[3]) Hist. 3, 7 (Howlett S. 235).

[4]) Das zeigt, daß es sich hier also nicht etwa um einen Druckfehler handelt.

Zu A 4.

Aus B. IV cap. 26[1]) zitiert Norgate: Et Beluacensis quidem [episcopus] postea Dei judicio traditus in manus regis Anglorum, eundem satis idoneum expertus est in severitate ultionis Dei ministrum. Carnotensis vero ... Dei adhuc patientia sustinet...

Aus der ersteren Angabe über den Bischof Philipp von Beauvais schließt Norgate, daß die Stelle nach Mai 1196 geschrieben sein muß, indem sie sich auf Roger von Howden stützt, der die Gefangennahme des Bischofs auf den 19. Mai dieses Jahres setzt[2]). Wilhelm selbst setzt sie in das Jahr 1197, und Radulf de Diceto[3]), Gervasius von Canterbury[4]) und die Annales Wintoniensis[5]) stimmen darin mit ihm überein. Es scheint kein Grund vorhanden, hier den alleinstehenden Roger den vier anderen Quellen vorzuziehen. Mithin kann man es sogar als sicher betrachten, daß die Stelle nach Mai 1197 geschrieben wurde[6]).

Aus der zweiten Angabe über den Bischof Reginald von Chartres kann man mit Recht folgern, daß sie vor Frühjahr 1218 aufgezeichnet sein muß[7]).

Hiermit beweist Norgate nichts gegen Howlett.

Zu A 5.

Da Wilhelm B. V cap. 29[8]) den Tod Wilhelm Longchamps erwähnt, so schließt Norgate mit Recht, daß dies Kapitel nach Februar 1197 geschrieben sein muß[9]).

Hiermit wird nichts gegen Howlett bewiesen.

---

[1]) Hist. 4, 26 (Howlett S. 370).

[2]) Roger v. Howden 4, 16.

[3]) Radulf de Diceto 2, 152 setzt sie auf den 19. Mai 1197.

[4]) Gervasius v. Canterbury 1, 544.

[5]) Annales Wintonienses 65.

[6]) Vgl. hierzu Cartellieri, Philipp II. August 3, 142 Anm. 2.

[7]) Nach Gams, S. 536 starb der Bischof am 8. Dez. 1217.

[8]) Hist. 5, 29 (Howlett S. 489).

[9]) Longchamp starb am 31. Jan. oder am 1. Febr. 1197. S. Radulf de Diceto 2, 150, Gervasius v. Canterbury 1, 543. Gams (S. 188) entscheidet sich für den 31. Jan.

Zu A 6.

Norgate weist darauf hin, daß der Bericht von dem „roten Regen" zu Andely, mit dem das Werk schließt[1]), nach Mai 1198[2]) geschrieben sein muß.

Hiermit beweist sie nichts gegen Howlett.

Zu B 1.

Daß Wilhelm nicht etwa 17 Jahre (d. h. bis 1217—18)[3]) an seinem Werke geschrieben hat, begründet Norgate glücklicher in B 5 aus der ganzen Anlage der Historia. Natürlich wird mit diesen Überlegungen nichts gegen Howlett bewiesen.

Norgate bemerkt zwar richtig, daß es von keiner Beweiskraft sei, wenn Cave in seiner Historia Literaria[4]) sagt, daß Wilhelm, „ut volunt nonnulli", 1208 gestorben sei. Aber Howlett hat schon darauf hingewiesen, daß hier sehr wohl ein Flüchtigkeitsfehler vorliegen könne, indem irgend einmal MCCVIII geschrieben sei für ein vielleicht beabsichtigtes MCXCVIII, wenn auch natürlich auf eine solche Vermutung nicht allzuviel Gewicht zu legen ist.

Zu B 2.

Schlüsse auf die Abfassungszeit der Historia sucht Norgate zu ziehen aus der Art, wie Wilhelm von Arthur von der Bretagne, dem nachgeborenen Sohne Gottfrieds, spricht. Ihre Beweisführung ist zum mindesten gewagt; es erübrigt sich aber, im einzelnen darauf einzugehen, da sie darin nur zu zeigen vermag, daß die Historia vor 1203 geschrieben sein muß. Zu diesem Resultat, das in keiner Weise der Annahme Howletts wider-

---

[1]) Hist. 5, 34 (Howlett S. 500).

[2]) Radulf de Diceto 2, 162 setzt diesen Regen auf den 8. Mai 1198. Wilhelms Angabe: mense Maio paulo ante Dominicae Ascensionis sollemnia stimmt damit nicht ganz, da Himmelfahrt in diesem Jahre auf den 7. Mai fiel. Die Abweichung ist wahrscheinlich der allgemeinen Ungenauigkeit Wilhelms in Rechnung zu setzen.

[3]) Vgl. Zu A 1 u. Zu A 4.

[4]) Guilelmus Cave, Scriptorum ecclestiasticorum Historia Literaria, Genevae MDCXCIII, S. 480.

spricht, war sie schon im direkten Beweise (A 3) auf bequemerem Wege gelangt, indem sie nur eine der hier zitierten Stellen heranzog.

Zu B 3.

Norgate weist darauf hin, daß Wilhelm in seinem Werke Johann ohne Land zweimal[1]) einen hostis naturae nennt, und bemerkt dazu:

This may be thought a startling description of John to have been written before his accession to the throne or during the first two or three years of his reign, and its application to him in those earlier days may appear more likely to have been made retrospectively by one who had seen something of the later developments of his character, if not in his excesses during the interdict, at least in his treatment of his young orphan nephew.

Da Norgate nun aber die Abfassungszeit der Historia zwischen Frühjahr 1199 und Herbst 1201[2]) legen möchte, so sucht sie diese Schwierigkeit durch eine längere tiefgründige Betrachtung zu beseitigen, in der sie, nebenbei bemerkt, dem Chronisten gelegentlich Gedanken unterschiebt, zu denen in nichts ein Anhalt gegeben scheint[3]). Jeder Anstoß an

---

[1]) Hist. 4, 34 (Howlett S. 390): Nec Johannes, ex regni ambitu hostis naturae effectus, illis diebus [1193] a fratris infestatione quievit, regis Francorum in omnibus cooperator effulgens. — Hist. 4, 40 (Howlett 402). Nachdem Wilhelm erzählt hat, daß die Freilassung Richards [auf den 17. Januar 1194] festgesetzt war, fährt er fort: Quod ubi innotuit regi Francorum atque hosti naturae Johanni . . . modis omnibus nisi sunt eam [detentionem] saltem in annum sequentem protelare . . .

[2]) s. oben Zu A 3.

[3]) z. B. bemerkt Norgate, der Abfall Johanns von seinem Vater im Jahre 1189 hätte Wilhelm in einer Hinsicht entschuldbarer erscheinen können, als seine spätere feindliche Haltung gegen Richard, und zwar bei folgenden Erwägungen: whatever schemes Henry may have entertained for John's succession were — as John himself evidently saw — wholly impracticable; and John's interest, therefore, in 1189 really lay with Henry's victorious opponents; but throughout the whole of Richard's reign John practically held the position of acknowledged heir to the throne, except for the one moment in 1190 when Richard in his treaty with Tancred desig-

der genannten Wendung wäre fortgefallen, und es hätte sich demzufolge auch die ganze, m. E. etwas gesuchte Erklärung dieser vermeintlichen Schwierigkeit erübrigt bei einer richtigen Interpretation der Worte Wilhelms. Norgate gibt sie nämlich wieder mit „John's hostility to nature, or preternatural wickedness" und übersetzt schließlich die Phrase hosti naturae Johanni einfach „that monster John". Zu dieser Auffassung scheint mir Norgate verleitet zu sein durch ein gewisses Vorurteil, in dem sie ihrerseits durch die Kenntnis der späteren viel schlimmeren Taten Johanns als König befangen war. Denn sonst hätte sie auf die wenigstens recht ungenaue Art ihrer Übersetzung aufmerksam werden müssen durch eine andere,

nated Arthur as his heir; and that exception, we may gather from lib. IV. 14, was unknown to William of Newburgh. Es scheint mir nicht nur gefährlich, einem Geschichtsschreiber derartige Erwägungen unterzuschieben, von denen sich nicht die geringste Spur in seinem Werke nachweisen läßt, ich halte es sogar für ausgeschlossen, daß solche Gedanken, selbst wenn sie Wilhelm gekommen wären, irgendwie sein Urteil gemildert hätten. In den obigen Ausführungen haben wir zur Genüge gesehen, daß Wilhelm stets auf das schärfste Partei nimmt für das Legitime gegen das Illegitime. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen verurteilt er so auch ohne jeden Rückhalt Jung Heinrich, der doch in seiner Zeit als die Idealgestalt eines Ritters verehrt, und dessen Ende vielfach beklagt wurde. So mußte ihm auch der Abfall Johanns als völlig unentschuldbar erscheinen. Der Norgateschen Annahme widerspricht es direkt, wenn Wilhelm B. III cap. 25 (Howlett S. 278) sagt, nachdem er die Tat Johanns erzählt hat: Tot malis rex Anglorum anxius, et maxime ex junioris filii defectione animo saucius, quem dum speciali amplecteretur affectu, ejusque immoderatius promotioni intenderet, seniorem filium irritasse videbatur, vexatione dante intellectum, manum Domini contra se attendit extentam, eoque auctore ad castigationem malorum quae fecerat tantam rerum mutationem repente circa se factam. So kann die Undankbarkeit Johanns gegen den ihn bevorzugenden Vater Wilhelms Urteil über seinen Abfall nur verschärfen, und es klingt in der Tat bitter genug, wenn er in kurzen aber vielsagenden Worten davon berichtet: Tunc Johannes filiorum ejus minimus, quem tenerrime diligebat, recessit ab eo, ne fratribus dissimilis et minus frater videretur. B. III cap. 25 (Howlett S. 277 f.). — Diese Stelle scheint zugleich zu zeigen, daß Wilhelm im einzelnen von der hinterlistigen Art des Abfalls nichts weiß. (Vgl. dagegen Norgate: The circumstances of that desertion usw.)

auch von ihr zitierte Stelle in der Historia. B. V cap. 5[1]), in dem Wilhelm erzählen will, daß Johann sich (1194) mit Richard aussöhnte, beginnt nämlich:

Eodem tempore Johannes frater regis Anglorum cum multo dedecore contra fratrem militabat regi Francorum, a quo, scilicet dum frater in Alemannia teneretur, abstractus erat atque illectus, ut ruptis naturae legibus fraternis hostibus jungeretur.

Die hervorgehobenen Worte weisen schon auf die Bedeutung des Ausdrucks hostis naturae hin, und deutlicher noch geht sie hervor aus der Verwendung derselben Phrase in einem ganz anderen Zusammenhang. So nennt Wilhelm nämlich auch einmal Jung Heinrich. Auf ihn bezieht es sich, wenn er bei der Charakterschilderung Ludwigs VII. sagt[2]):

Quorundam quippe procerum de honesto vel aequo minus curantium plus justo se credens consiliis, non levi plerumque macula mores egregios denigravit: veluti quando causam nequam filii contra pium patrem suscepit, et totis regni opibus hostem naturae adjuvit.

Wie Wilhelm hier aber den Ausdruck verstanden haben will, geht u. a.[3]) zur Genüge hervor aus einer Stelle in B. II cap. 38[4]), wo er die Aussöhnung von Vater und Sohn im Jahre 1174 so schildert:

Ingratissimus quoque filius in gratiam patris rediit, non solum obedientiam et reverentiam de cetero filialem sub fidejussoria multorum cautione pollicitus, verum etiam nova contra ingratos et suspectos filios cautela, prudenter exacto et sollemniter praestito hominio, patri astrictus. Volebat enim pater,

---

[1]) Hist. 5, 5 (Howlett S. 423).

[2]) Hist. 3, 4 (Howlett S. 223).

[3]) Vgl. auch Hist. 2, 27 (Howlett S. 170), wo Wilhelm von Jung Heinrich sagt: Francorum igitur virulentissimis adhortationibus animatus atque instigatus in patrem, quominus jus violaret naturae, exemplo non est territus scelestissimi Absalonis. — Hist. 3, 7 (Howlett S. 233): praevaricator, non tantum naturae, ut prius, verum etiam sollemnium pactorum, rebellavit iterum contra patrem.

[4]) Hist. 2, 38 (Howlett S. 196 f.).

ut, qui fortissimum naturae vinculum tanquam telam araneae irreverenter diruperat, saltem jure civili vel gentium ad honestum et utile teneretur: et quoniam scriptum est, „Funiculus triplex difficile rumpitur", naturae violator in lege naturali circa patrem servanda, saltem contemplatione hominii et duplicis, id est juratoriae simul et fidejussoriae cautionis, persisteret, et caveret de cetero ne sibi a patre, non jam tantum patre, sed etiam domino, de jure diceretur, quod praevaricatrici olim plebi a Domino dominorum per prophetam dictum est: „Si pater ego sum, ubi est honor meus? Et si Dominus ego sum, ubi est timor meus?"

Wie Wilhelm überhaupt alle Geschichte vom Standpunkte einer strengen christlichen Moral betrachtet und wertet, so macht er auch hier Jung Heinrich zum größten Vorwurf, daß er die natürlichen Bande des Blutes nicht achtete und sich als unnatürlicher Sohn zeigte. Dies und nichts anderes meint Wilhelm, wenn er von ihm sagt, daß er die Gesetze der Natur brach und sich so als ein „Feind der Natur" zeigte.

Und ebenso ist Wilhelms Vorwurf gegen Johann aufzufassen, nur daß er an ihm nicht sein unkindliches, sondern unbrüderliches Vorgehen tadelt. So kann der Ausdruck „hostis naturae", den Wilhelm zweimal von Johann gebraucht, als er von seinen Maßnahmen während der Gefangenschaft Richards erzählt[1]), nur auf diese seine feindselige Haltung gegen den Bruder bezogen werden, und es verbietet sich, irgendwelche anderen Schlüsse daraus zu ziehen.

Zu B 4.

Die längere Charakterschilderung Heinrichs II.[2]) schließt Wilhelm mit der Bemerkung, daß viele undankbare und zum Bösen geneigte Menschen die schlechten Seiten dieses Fürsten eifrig betonten, von seinen guten Eigenschaften aber nichts wissen wollten:

---

1) Vgl. S. 141 Anm. 1.

2) Hist. 3, 26 (Howlett S. 280 ff.).

Quibus utique sequentis temporis sola vexatio jam dedit intellectum. Quippe praesentium malorum experientia, bonorum ejus induxit memoriam: atque hominem in diebus suis fere omnibus tam invisum, egregium et utilem fuisse principem declaravit. Salomonem quoque regem pacificum, qui populum Israeliticum ad summi honoris fastigium et praeclaras divitias extulit, eidem tamen populo minus placuisse, verba illa ad filium ejus satis insinuant: „Pater tuus aggravavit jugum nostrum: tu allevia jugum nostrum, et serviemus tibi.“ Porro quod idem filius conquerenti populo, puerili levitate comminando respondit, scilicet: „Minimus digitus meus grossior est lumbis patris mei. Pater meus aggravavit jugum vestrum; ego addam jugo vestro. Pater meus cecidit vos flagellis, ego caedam vos scorpionibus.“ Quod, inquam, ab illo leviter dictum est, ad tempora nostra non leviter redundat, et nostris aptissime temporibus congruit: et tamen populus insipiens cum minori nunc querela scorpionibus caeditur quam ante annos aliquot flagellis caedebatur.

Mit Bezug auf diese hier unverkürzt wiedergegebene Stelle meint Norgate:

It seems hardly conceivable that this comparison with Rehobeam can be pointed at Richard. No other writer of the time gives a hint of anything in Richard's government of England which could justify its application to him; most assuredly no hint of such a thing is to be found in any other part of the extant work of William himself.

So kommt sie zu der Annahme, Wilhelm habe mit dieser biblischen Parallele auf die Regierung Johanns angespielt, und zieht daraus ihre Schlüsse für die Abfassungszeit der Historia. Mir scheint eine derartige Interpretation dieser Stelle unberechtigt. Zweifellos ist es doch das Gegebene, daß wir in diesem englischen Rehobeam Richard sehen, denn gerade der Kontrast zwischen zwei unmittelbar aufeinander folgenden Regierungen wird in jenem alttestamentlichen Geschichtchen wirksam zum Ausdruck gebracht. Wenn Wilhelm den englischen Rehobeam nicht mit Namen nennt, wenn er die Zeit seiner Regierung nicht genau angibt und ebensowenig sagt,

wieviel Zeit zwischen dem Ende dessen Vorgängers und dem Momente seines eigenen kritischen Urteils liegt, so ist das also nicht, wie Norgate will, eine gleichsam beabsichtigte unbestimmte Ausdrucksweise des Chronisten, sondern solche Angaben mußten ihm für einen unbefangenen Leser einfach überflüssig erscheinen.

Indem Norgate ihre Auffassung von dieser Stelle weiter entwickelt, meint sie, besonders der Schlußsatz Wilhelms: „populus insipiens cum minori nunc querela scorpionibus caeditur, quam ante annos aliquot flagellis caedebatur" scheine vorzüglich auf die Jahre zu passen, die zwischen dem Tode Hubert Walters (1205) und dem Eingreifen Stephan Langtons (1213) lagen, auf jene Zeit, „when the nation which had grumbled at the stern, yet equal, justice of Henry II. and of Hubert Walter kept silence beneath the wanton tyranny of a king who neither feared God nor regarded man". Aber — leider kann die Stelle ja nicht mit Hinblick auf diese Zeit geschrieben sein, da Norgate selbst annimmt, daß die Historia schon 1201[1]) vollendet wurde. So scheint ihr aber auch für diese ersten Jahre Johanns das Urteil Wilhelms berechtigt. Ein Blick auf die pipe roll von 1200—01, meint sie, genüge, um zu zeigen, wie treffend es sei, wenigstens in Bezug auf die Besteuerungen und Gelderhebungen Johanns.

Nein, — gerade, oder doch vor allem auf die ungeheuren Lasten, die das Volk nach dem Tode Heinrichs II. zu tragen hatte, bezieht es sich, wenn Wilhelm die Regierung dieses Königs und die folgende Zeit in einen so scharfen Gegensatz stellt. Das zeigt sich, wenn Wilhelm in demselben Kapitel von Heinrich sagt:

In exquirendis pecuniis paulo immoderatior fuit: sed temporis sequentis supra modum excrescens malitia justificavit eum in hac parte, et decentem modum ab eo innuit esse servatum.

Und daß in diesem Sinne die alttestamentliche Parallele sehr wohl auf Richard paßt, auf Richard, wie Wilhelm ihn selbst schildert und beurteilt, zeigt schon eine oberflächliche Lektüre

---

[1]) s. oben Zu A 3.

des 4. und 5. Buches der Historia. Man vergleiche z. B., um nur eine von den vielen zu Gebote stehenden Stellen herauszugreifen, wie Wilhelm nach dem Waffenstillstande von 1194 von beiden Königen, Richard und Philipp August, zugleich bemerkt[1]):

In illa interpolatione malorum, exquirendarum ambitu pecuniarum vehementius excanduit in subditos avaritia principum, dum cogitarent cogitationes magis belli quam pacis, et ad futuros se motus modis omnibus praepararent. Denique in hac re nulla vacavit occasio, et ubi forte occasio vel imaginaria defuit, mera tamen per exactores regios ad extorquendum violentia non quievit; illis maxime onera insolita frustra causantibus, qui de superiorum religiosa indulgentia principum ab omni exactione seculari immunes et liberi esse solebant, viri scilicet religiosi.

Wir werden sogar lebhaft erinnert an jene vorige Gegenüberstellung von Vater und Sohn, wenn er hier fortfahrend sagt:

Et memoratorum quidem regum Christianissimi patres praecipui religiosorum patroni et protectores fuisse noscuntur; filios vero minus in hac parte patrissare dolemus. Et quidem rex Anglorum propter inquietam adolescentiam in regni sui primordiis plus formidabatur tanquam immitior princeps futurus.

So spricht Wilhelm wohl von der „Härte" (duritia)[2]) Richards und beklagt, wie gesagt, häufig seine ungemein drückende Regierung. Sehr wohl kann Wilhelm also bei seiner bekannten Vorliebe für biblische Parallelen von ihm als von einem Rehobeam sprechen, ebensogut wie er ihm Heinrich II. als Salomo gegenüberstellt, dem er bei aller Verehrung doch auch keineswegs in allen Stücken salomonische Weisheit zuschreibt. Und so kann es sich bei Norgate nur um ein Miß-

---

[2]) Hist. 5, 3 (Howlett S. 420 f.).

[3]) Hist. 5, 3 (Howlett S. 421): ... Johannes Lugdunensis archiepiscopus ... cum Londoniis [1194] constitutus sederet cum viris honoratis et plurimi coram eo de proprii principis duritia quaererentur. . .

verständnis handeln, wenn sie versichert: „most assuredly (!) no hint of such a thing is to be found in any other part of the extant work of William himself.“

Daß es aber jedenfalls unberechtigt ist, wie sie es will, aus dieser Stelle irgendwelche Schlüsse auf die Abfassungszeit der Historia zu ziehen, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben.

Zu B 5.

Mit Howlett nimmt auch Norgate an, daß Wilhelm sein Werk in kurzer Zeit niederschrieb, daß er es nicht vollendete und wahrscheinlich nicht einmal wieder durchsah und verbesserte. Auch Pauli[1]) weist mit Recht darauf hin, daß die Historia wie aus einem Guß erscheint. So brauchen die Gründe, die für eine solche Annahme sprechen, hier nicht wiederholt zu werden.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß Norgate durch die bisher genannten Gründe die Annahme Howletts in keiner Weise zu erschüttern vermag. Keines von ihren Argumenten spricht dagegen, die Abfassungszeit der Historia zwischen 1196 und 1198 zu setzen, durch nichts kann sie aber auch eine spätere Abfassungszeit nur irgendwie wahrscheinlich machen. Den einzigen Punkt, der der Howlettschen Annahme entgegenzustehen scheint, und der m. E. überhaupt allein mit einigem Recht dagegen geltend gemacht werden kann, haben wir bisher übergangen; Norgate bringt ihn unter A 2.

Zu A 2.

Im Zusammenhang lautet die in Frage stehende Stelle[2]):

. . . quidam Saviniacenses monachi Bellalandam nostram condiderunt. Qui cum essent in initio pauci et pauperes, locumque

---

[1]) MG. SS. 27 S. 221.

[2]) Hist. 1, 15 (Howlett S. 52 f.).

aptum quaererent, ubi, Deo propitio, cum fructu aliquo habitarent; nobili viro Rogerio de Moubrai, qui et Neuburgensem fundavit ecclesiam, donante, locum prius angustum acceperunt; deinde ad locum alium, et de illo ad tertium, et de tertio ad quartum, sub eodem patrono, diversis ex causis migrantes, ibidem fixis tandem radicibus resederunt. Benedixitque eis Dominus, et de rebus angustis ad magnam jam amplitudinem pervenerunt sub patre Rogerio, mirandae sinceritatis viro, qui adhuc superstes est, in senecta uberi, administrationis suae annis circiter quinquaginta et septem expletis. Fuit autem monasterii hujus initium post venerabilis Turstini decessum.

Aus der Feder des Abtes Philipp, des Nachfolgers dieses Roger, ist uns eine „Fundatio Domus Bellalandae“[1]) erhalten. Die Hauptdaten darin sind folgende:

Abbas autem G[eroldus] . . . profectus est ad capitulum generale Savygneiense anno Domini MCXLII circa festum sancti Johannis Baptistae . . . Et . . . obiit in reditu de capitulo Savygneii VI. Kal. Marcii[2]) . . . Eo anno successit ei dompnus Rogerus . . . Praefuit autem abbas R. in officio pastorali Bellelande . . . per quinquaginta quatuor annos et amplius a die ordinationis suae usque ad decrepitam aetatem, et tunc cessit officio suo . . . Nos vero frater Philippus . . . abbas Bellelande et proximus dicti Rogeri successor, haec scripsimus in anno Domini M. C. nonagesimo septimo[3]), scilicet abbatizationis nostrae secundo, et post transitum Alredi abbatis de Ryevalle anno tricesimo. Vixit autem dictus R. abbas post cessionem suam in domo

[1]) Monast. Angl. 5, 350—354.

[2]) d. h. offenbar des folgenden Jahres, also 1143.

[3]) Norgate S. 290 Anm. 3 zitiert hier fälschlich M. G. nonagesimo octavo. Durch diesen Irrtum werden alle ihre Bemerkungen über die Angaben Philipps hinfällig. Nur so erklärt es sich, daß sie (abweichend von Dugdale, Monasticon Anglicanum 5, 344, von Burton, Monasticon Eboracense S. 339 Anm. b und Howlett S. 52 Anm. 7) 1197 als Rücktrittsjahr Rogers annimmt anstatt 1196.

Bellelande, una nobiscum, fere III annos, et tunc plenus dierum in senectute bona ibidem quievit in Domino[1]).

Die Ungenauigkeit dieser Chronologie ist augenscheinlich. Aus der ersten Angabe, 54 Jahre nach 1143, ergibt, sich für den Rücktritt Rogers das Jahr 1197. Aus der zweiten, in der Philipp dieses Jahr als sein zweites Amtsjahr nennt, 1196. Der Art der Datierung nach wird man die zweite Angabe für wahrscheinlicher halten müssen; bei der ersten konnte viel eher ein Fehler unterlaufen. Völlige Sicherheit freilich ist nicht zu erlangen[2]): Roger trat vom Amte zurück 1196 oder 1197 und starb 1199 oder 1200.

Wie läßt sich hiermit die Angabe Wilhelms vereinen, der von Roger sagt: . . . adhuc superstes est, in senecta uberi, administrationis suae circiter quinquaginta et septem expletis?

Norgate sucht die vorliegende Schwierigkeit zu lösen, indem sie annimmt, die Worte Wilhelms seien nicht wörtlich zu nehmen; es sei nicht nötig, daß sie vor dem Rücktritt Rogers geschrieben seien. Da dieser auch später noch in Byland gelebt habe, könnte Wilhelms Wendung sehr wohl einfach bedeuten, daß zur Zeit ihrer Niederschrift „ungefähr 57 Jahre" verflossen seien, nachdem Roger Abt geworden sei.

Eine solche Erklärung erscheint mir so gut wie ausgeschlossen, wenn man die Worte Wilhelms nicht aus dem Zusammenhange herausreißt. Schon der Vordersatz, besonders die Worte jam pervenerunt lassen es doch zweifellos als natürlich erscheinen, daß Roger noch Abt war, als Wilhelm schrieb. Die Stelle müßte jedenfalls stark gepreßt werden[3]), um den von Norgate ge-

[1]) Die Schwierigkeit, die sich aus dieser Angabe gegenüber dem vorhergehenden Satze ergibt, beseitigt Norgate leicht und glücklich, indem sie in der letzten Nachricht einen späteren Nachtrag sieht.

[2]) Die Ungenauigkeit, die Norgate Anm. 3 in der zweiten Angabe nachweist, bleibt auch bei richtiger Zitierung bestehen. Abt Ailred von Riveaux starb am 12. Januar 1166. So wäre statt des tricesimo vielleicht ein tricesimo primo zu setzen. — Jedenfalls zeigen die zwei Fehler unter den wenigen Daten Philipps, wie schwach überhaupt seine Chronologie ist.

[3]) Die Hauptschwierigkeit liegt natürlich in dem bestimmten Begriff administratio.

wollten Sinn zu geben. Und dann — nehmen wir einmal an, der Chronist habe diese Angaben über die Geschichte des benachbarten Klosters wirklich nach dem Rücktritt Rogers niedergeschrieben. Würde er da sein Ausscheiden aus dem Amte nicht wenigstens kurz erwähnt haben? Sicher mußte es ihm doch als ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte Bylands erscheinen, als dieser sein hervorragender Leiter, der sich ein so großes Verdienst um das Emporkommen des Klosters erworben hatte, nun von der so lange mit Erfolg bekleideten Stellung zurücktrat. Hinzu kommt noch, daß Wilhelm diesen ehrwürdigen Mann persönlich kannte und verehrte, der sogar einen gewissen Anteil an dem begonnenen Werke selbst hatte[1]).

Von hoher Wahrscheinlichkeit ist es also, daß Wilhelm in jenem Falle Rogers Rücktritt etwa in ähnlicher Weise erwähnt hätte, wie ein Kapitel vorher den des Erzbischofs Thurstan, von dem er sagt[2]): post laudabilem annis plurimis administrationem officii ... relicto honore et excusans ab onere, cum monachis Cluniacensibus apud Pontem-fractum ultimos vitae suae dies exegit. . .

So muß man m. E. auf alle Fälle daran festhalten, daß diese Stelle vor dem Rücktritt Rogers, d. h. vor 1196 oder 1197 geschrieben wurde. Eine zweite Frage erst ist es dann, wie Wilhelm zu der Zeitangabe quinquaginta et septem kommt. Die eine Möglichkeit ist die, daß es sich hier einfach um einen Schreib- oder Flüchtigkeitsfehler handelt.

Aber eine andere Erklärung dieser Angabe scheint naheliegend. Unbefangen betrachtet, macht die ganze Stelle den Eindruck, als ob Wilhelm annimmt, daß Roger der erste Abt des neugegründeten Klosters sei. Wenn er dann am Schluß der angeführten Stelle ganz unbestimmt sagt, daß das Kloster nach dem Tode Thurstans gegründet wurde, der 1140 starb, so ist es bei seiner auch sonst ungenauen Chronologie sehr wohl möglich,

---

[1]) Wilhelm nennt ihn als Quelle Hist. 2, 35 (Howlett S. 188) . . . viro reverentissimo et sincerissimo, Rogerio scilicet abbate Bellelandensi, referente, cognovi . . .

[2]) Hist. 1, 14 (Howlett S. 49).

daß er in bloßer Abschätzung „ungefähr 57 Jahre“ bis zu einem Zeitpunkt kurz vor dem Rücktritt Rogers im Jahre 1196 oder 1197 rechnet[1]).

Ist die Beweiskraft dieser Stelle für die Annahme Norgates gegenüber der Howletts also nur scheinbar, so widersprechen ihr direkt zwei weitere Punkte.

Die erste Schwierigkeit wird von ihr wohl erkannt; sie sucht sie am Schluß ihres Aufsatzes vergeblich zu beseitigen.

B. IV cap. 36 tadelt Wilhelm, daß Erzbischof Balduin von Canterbury die Laienbrüder den Mönchen vorzog und fährt dann fort: Verum Hugonis Nunantini, Cestrensis sive Coventrensis episcopi, flagrans adhuc maleficium longe praeponderat, quod silentio praetereundum non est. Er erzählt dann mit reger Anteilnahme, wie Hugo [1189] die Mönche aus dem Kloster Coventry vertrieb und sagt weiter: Mox ad sedem Apostolicam instructos responsales direxit, monachos ecclesiae Coventrensis, deserta religiosa militia, ad seculum relapsos insinuans, atque ejusdem ecclesiae pro arbitrio suo ordinandae liberam postulans facultatem. Romanus vero pontifex sub cauta exspectatione, si forte aliquis ex parte monachorum adveniens in contrarium allegaret, per menses sex sententiam suspendit: quibus expletis, cum nullus pro monachis adesset, petentis episcopi voluntatem implevit. Quippe ut monachi tardius advenirent sumptuum fecit inopia. Qui tamen vel sero

[1]) Eine solche Oberflächlichkeit in der Datierung ist Wilhelm bei der ganzen Art seiner Geschichtsschreibung wohl zuzutrauen. Vgl. Howlett XXXVI ff. Andererseits scheint es mir sehr wohl möglich, daß Wilhelm in der Tat der Meinung gewesen ist, Roger sei der erste Abt des Klosters gewesen. Da Newburgh erst 1145 gegründet wurde, hat er Abt Gerold persönlich bestimmt nicht mehr kennen gelernt. Und selbst wenn Wilhelm gleich nach der Gründung als junger Zögling in das Haus kam, kann es sehr gut sein, daß er als ein Mann von mehr als 60 Jahren in dem Glauben lebte, Roger sei der erste Abt von Byland gewesen. Dies um so mehr, als die Bylander Mönche ihren Wohnsitz viermal wechselten und erst 1177 endgültig den späteren Platz einnahmen. Vgl. hierüber die Fundatio, Mon. Angl. 350—354.

advenientes, et violentae expulsionis injuriam multo tempore deplorantes, praevalente episcopi vel potentia vel astutia sive pecunia, usque in hunc diem pro revocanda atque evacuanda semel per surreptionem elicita et praemature lata, frustra laborasse noscuntur sententia. Nondum enim ulla detestandi operis provenit correctio; sed monachis pro toleranda inopia late dispersis, bona eorum ab eodem episcopo in praebendas divisa seculares clerici, ipso auctore, possident.

Wir sehen das rege Interesse Wilhelms an diesem Streite zwischen Bischof und Mönchen. Und es ist kein Zweifel, hätte er, als er diese Stelle schrieb, irgend etwas über seine weitere Entwicklung gewußt, er hätte es seinen Lesern sicher nicht vorenthalten. Das ist wohl zu beachten.

Von der Wiedereinsetzung der Mönche in Coventry berichten mehrere gleichzeitige gute Quellen: Radulf de Diceto [1]) erzählt davon unter dem 18. Januar 1198. Gervasius v. Canterbury [2]) setzt sie auf den 11. Januar 1198. Roger v. Howden [3]) gibt kein genaues Datum an. Der Zusammenhang läßt aber auch auf den Januar 1198 schließen. Nach Jocelinus de Brakelonda [4]) fällt die Wiedereinsetzung der Mönche ebenfalls in den Januar. Auch hier wird das Jahr nicht genannt. Aber die Stellung des Berichtes innerhalb der Chronik führt ebenso auf 1198.

Die im ganzen gleichlautenden Berichte dieser vier unabhängigen und sonst meist zuverlässigen Quellen machen als Zeitpunkt für die Restauration der Mönche von Coventry den Januar 1198 ziemlich wahrscheinlich.

Roger v. Wendover [5]) — auch er nennt den 18. Januar 1198 — hier als Beleg heranzuziehen, ist nutzlos. Denn seine Flores Historiarum, die in den dreißiger Jahren des 13. Jahr-

---

[1]) Radulf de Diceto 2, 159.

[2]) Gervasius v. Canterbury 1, 550.

[3]) Roger v. Howden 4, 35.

[4]) Memorials of St. Edmund's Abbey (Rer. Brit. script.) 1, 295 f.

[5]) Rogerus de Wendover, Flores historiarum. Herausg. von H. G. Hewlett. Bd. 1—3. London 1886—89 (Rer. Brit. script.).

hunderts niedergeschrieben wurden, sind größtenteils aus anderen Werken kompiliert [1]) und von geringerem Wert. Das zeigt sich auch hier, wenn er berichtet, daß ein Mönch von Coventry während seines Aufenthaltes in Rom die Nachricht von dem Tode des Bischofs Hugo [† im März 1198] [2]) erhielt und sich darauf an den neuerwählten Innocenz III. wandte [gewählt am 8. Januar 1198], daß dieser dann sofort den Erzbischof Hubert von Canterbury beauftragte, die Mönche in das Kloster zurückzuführen, und daß diese Rückführung schon am 18. Januar 1198 [3]) vor sich ging.

Jenem obigen Ergebnis steht allein entgegen ein Brief Innocenz III., der denen seines ersten Amtsjahres eingereiht und datiert ist Romae, III. Non. Junii (3. Juni) [4]). Der Papst fordert darin den Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von Lincoln und Worcester und den Abt von Tewkesbury auf, die Mönche nach Coventry zurückzuführen. Merkwürdigerweise findet sich ein ganz ähnlicher undatierter Brief Cölestins III. († 8. Januar 1198) bei Roger v. Howden [5]). Dieser ist gerichtet an den Erzbischof von Canterbury, den Bischof von Lincoln und den Abt von St. Edmunds. Und es ist beachtenswert, daß hiermit sehr wohl der Bericht Jocelins, des Mönches von St. Edmunds, stimmt, der beginnt [6]): Facta est commissio domini papae H[uberto] Cantuariensi archiepiscopo, et domino Lincolniensi, et S[amsoni] abbati Sancti Aedmundi, de reformatione Coventrensis ecclesiae et de monachis restituendis, sine causae recognitione.

[1]) s. die Einleitung des Herausgebers zum 3. Bande.

[2]) Roger gibt hierfür kein Datum an, s. aber S. 159 oben.

[3]) Roger berichtet von diesen Ereignissen unter dem Jahre 1198, und nichts läßt darauf schließen, daß er mit der letzten Zeitbestimmung den 18. Januar 1199 gemeint habe. Bei dem kompilatorischen Charakter seines Werkes ist eine solche Verwirrung der Zeitangaben leicht zu erklären.

[4]) Migne, Patrologia latina. Innocentius III. (1855) Bd. 1 no. 245.

[5]) Roger v. Howden 4, 35.

[6]) Memorials of St. Edmund's Abbey 1, 295. — Vgl. S. 156.

Um so mehr muß man sich fragen: Vermag dieser Brief Innocenz' die im ganzen[1]) gleichlautenden Berichte jener vier unabhängigen Quellen zu erschüttern? Warum berichten die englischen Quellen für die spätere Zeit nichts mehr von diesen Mönchen von Coventry und von ihrer Wiedereinsetzung? Kann nicht jene Urkunde Innocenz' vielleicht als eine bloße Bestätigung des Erlasses seines Vorgängers aufgefaßt werden?

Wenn sich aber auch der strikte Beweis für die Alleingültigkeit jener Berichte nicht erbringen läßt, dafür dürften sie doch jedenfalls genügend Zeugnis bieten, daß irgend ein Schritt in der weiteren Entwicklung dieser Angelegenheit schon im Januar 1198 getan wurde. Und es wäre immerhin wunderbar, wenn Wilhelm bei dem regen Interesse, mit dem er diesen Streit verfolgte, hiervon nichts erfahren hätte.

Aber auch diese unwahrscheinliche Möglichkeit zugegeben, sicher müßte dann doch auf jenen Brief Innocenz' vom Juni 1198 die tatsächliche baldige Restauration in Coventry erfolgt sein. Nichts spricht dafür, anzunehmen, daß dem päpstlichen Befehle nicht umgehend nachgekommen wurde, und es scheint durchaus unbegründet, wenn Norgate sagt: More than one possible explanation might be suggested which would be quite compatible with William's words if they were written in 1199. Ganz abgesehen davon, daß bei der Norgateschen Ansicht über die Abfassungszeit der Historia — von Frühjahr 1199 bis Herbst 1201[2]) —, eine nur einigermaßen gleichmäßige Arbeitsweise Wilhelms vorausgesetzt, die Niederschrift dieser Stelle ganz am Schluß des 4. Buches doch mindestens Ende 1200 zu setzen ist.

Nach allem Früheren ist es durchaus wahrscheinlich, daß wenigstens Ende 1198 die Verhältnisse in Coventry schon in ein neues Stadium der Entwicklung eingetreten waren. Und sicher hätte Wilhelm, wenn er diese Stelle auch nur so früh schrieb, irgend etwas davon erwähnt.

---

[1]) Gerade, daß sie nicht völlig übereinstimmen, spricht sehr für ihre Unabhängigkeit.

[2]) Bei einer Abfassungszeit von Frühling 1199 bis Herbst 1202 (vgl. oben Zu A 3) ist die Niederschrift dieser Stelle sogar noch später zu setzen.

Er muß sie also früher aufgezeichnet haben. Das beweist m. E. auch schlagend, daß er bei dieser Gelegenheit nichts erwähnt von dem Tod dessen, dem die Mönche ihre Vertreibung zu danken hatten, des Bischofs Hugo, den Wilhelm in lebhaftem Mitgefühl mit seinen Standesgenossen leidenschaftlich angreift.

Roger v. Howden setzt seinen Tod auf Charfreitag, den 27. März 1198[1]). Gervasius v. Canterbury berichtet davon unter dem 25. März desselben Jahres[2]).

An diesen Nachrichten zu zweifeln, liegt kein Grund vor: sie neben anderen Belegen[3]) berechtigen uns, den Tod des Bischofs Ende März 1198 anzusetzen. Die Tatsache aber, daß Wilhelm bei der Niederschrift der zitierten Stelle ganz offenbar nichts von dem Tode des Bischofs weiß, beweist m. E. einwandfrei, daß er sie wenigstens vor Anfang Mai 1198 — Hugo starb in der Normandie — zu Papier brachte.

Ebenso stark gegen die Norgatesche, wie für die Howlettsche Ansicht über die Abfassungszeit spricht schließlich folgende Beobachtung. Wilhelm hat die Gewohnheit, im Laufe seines Werkes häufig auf spätere Ereignisse anzuspielen. Oft deutet er mit einer Wendung wie ut dicetur Späteres kurz an, indem er eine eingehendere Erzählung in Aussicht stellt. Oft nimmt er um des Zusammenhangs willen bei dem Bericht früherer Ereignisse später Geschehenes auch direkt vorweg.

Wenn man solche Anspielungen, die in sehr reicher Menge in der Historia begegnen, zusammenstellt, und sich zur besseren Veranschaulichung diese Hinweise etwa graphisch darstellt, so zeigt sich, daß sie in dem ersten, bei weitem größten Teil des Werkes in gleichmäßiger Häufigkeit vorkommen. Seltener werden sie mit Beziehung auf Ereignisse, die nach dem 4. Buch, also etwa nach 1194 liegen. Der späteste Termin, auf den Wilhelm

---

[1]) Roger v. Howden 4, 45.

[2]) Gervasius v. Canterbury 1, 552.

[3]) Unter dem 21. Juni 1198 berichtet Radulf de Diceto 2, 162 f. von der Konsekration des Nachfolgers Gottfried.

sich an früherer Stelle bezieht, ist der Mai 1197, und zwar begegnet diese Anspielung auch erst im 26. Kapitel des 4. Buches [1]).

Wie wäre es bei einer Abfassungszeit von Frühjahr 1199 bis Herbst 1201 oder gar Herbst 1202 [2]) zu erklären, daß Wilhelm schon hier plötzlich mit seiner alten Manier brach? Warum begegnet in dem letzten Teil seines Werkes keine einzige [3]) Anspielung auf die späteren Jahre? Unmöglich ist das bloßer Zufall. Wenn man die früheren Teile der Historia liest, erkennt man leicht, wie sehr Wilhelm solche Hinweise liebt, wie er offenbar bewußt den Zweck damit verfolgt, die Nachteile einer zeitlich geordneten Darstellung zu mildern und dem Leser die Zusammenhänge zu zeigen. Andererseits hätte sich gerade in dem letzten Teil die Gelegenheit zu solchen Anspielungen doch oft genug geboten. Nein, die natürlichste Erklärung für dies plötzliche Stocken des bisher so reichen Stromes von Andeutungen und Ausblicken auf Späteres — die einzige Erklärung dafür ist eben die, daß die Darstellung hier gegen Ende mehr und mehr gleichzeitig wird.

So führt diese Überlegung dazu, mit aller Entschiedenheit an der in den obigen Ausführungen gewonnenen Ansicht festzuhalten und die Abfassungszeit der Historia in die Jahre 1196/97 bis Frühling 1198 zu setzen [4]).

---

[1]) s. Zu A 4.

[2]) s. oben Zu A 3.

[3]) Daß Norgate die zwei Stellen, in denen sie solche Anspielungen sieht, völlig mißversteht, ist oben angezeigt. Vgl. Zu B 3 und Zu B 4.

[4]) Vgl. Zu B 5.

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.